m̄

Mährchen

und

Erzählungen.

Von

Oehlenschläger.

Zweites Bändchen.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1816.

Inhalt.

	Seite
Reichmuth von Adocht.	1
Das Gemählde.	27
Die Glücksritter.	73
Die Mönchbrüder.	139
Der Eremit.	227

Reichmuth von Adocht.

Zu Cöln lebte im Jahr 1571 ein reicher Bürgermeister, dessen Ehefrau Reichmuth krank ward und starb. Sie hatten sehr glücklich mit einander gelebt; Reichmuth war noch sehr jung und schön gewesen, und ihr Eheherr hatte während der Krankheit nie ihr Bette verlassen. Sie litt nicht viel in der letzten Zeit ihrer Krankheit; aber die Ohnmachten wurden immer häufiger und dauerten immer länger, bis sie zuletzt nicht mehr aufhörten und sie verschied. Es ist bekannt, daß Cöln eine Stadt ist, die was die Andacht betrifft, sich mit Rom vergleichen kann; deßhalb man sie auch im Mittelalter Roma germanica, oder civitas sancta geheißen. Es schien, als wenn sie in folgenden Zeiten durch Frömmigkeit das Unglück wieder gut machen wollte: der abscheulichen Agrippina Geburtsort gewesen zu seyn. Man

sah in vielen Jahren weiter nichts als Priester, Studenten und Bettelmönche. Man hörte immer da mit den Glocken läuten und zählt noch eben so viele Kirchen und Klöster, wie das Jahr Tage hat.

Die vornehmste Kirche ist der Cathedral St. Petrus, eins der vortrefflichsten Gebäude Deutschlands, aber doch noch nicht so vollendet, wie es vermuthlich der Baumeister beschlossen. Nur der Chor ist gewölbt. Das Innere der Kirche besteht aus vier mächtigen Säulenreihen, und ist etwas länger als der Strasburger Münster. Der Hauptaltar ist ein einziger schwarzer Marmorstein aus Namur an der Maas, längs des Rheins nach Cöln gebracht. In der Sacristey zeigt man einen Stab von Elfenbein, der dem Apostel Petrus zugehört haben soll. In einer Capelle steht ein silberner vergoldeter Sarg mit den Leichnamen der heiligen drei Könige. Man sieht ihre Schädel durch eine Oeffnung; zwei weisse für Caspar und Baltasar; der mittelste schwarz für Melchior. Es ist begreiflich, daß diese merkwürdigen Kostbar-

keiten, durch die ehrwürdige Zeit heilig geworden, einen tiefen Eindruck auf die Phantasie der Katholiken machen mußten, und daß die drei mit Silber und Juwelen eingefaßten Schädel eben so sehr ihr Gefühl von der Aechtheit überzeugen, wie ein historischer Blick uns die Unächtheit beweist.

In dieser Kirche ward Reichmuth von Adocht mit großer Pracht beigesetzt, und einem Zeitalter gemäß, das mehr Sinn für Gediegenheit hatte, als Geschmack, mehr Gottesfurcht und Zuversicht beim Tod fühlte, als ungläubige Furcht, ward sie als Braut geschmückt, in blumiger Seide, einen bunten Kranz auf dem Haupte, die bleichen Finger voll köstlicher Reife.

So ward sie in einer kleinen Capelle im Keller unter dem Chore hingesetzt in einem Sarge mit gläsernen Scheiben. Verschiedene ihrer Voraltern lagen schon da. Diese hatte sie selbst oft mit frommen Schauern unter dem Gottesdienste besucht, als sie noch lebte, und die braunen Mumien hinter den Fensterscheiben betrachtet, deren

Todtenschädel seltsame Gegensätze zum Golde und den edeln Steinen machten und auf eine eigne Weise den Unterschied des Vergänglichen und des Beständigen andeuteten. Mit dem Balsamiren hatte man aufgehört; es war kein Raum mehr da; und als Reichmuth beigesetzt ward, hatte man beschlossen, daß Niemand mehr da begraben werden sollte. Sie lag also, wie sie vom Krankenlager genommen ward, nur im seltsamen Schmucke angethan.

Der wackere Adocht, ihr Eheherr, hatte mit schweren Schritten seine Hausfrau zur Ruhestätte geleitet; die große Glocke im Thurme, von zwei hundert und zwanzig Centnern, ihre erhabenen Trauertöne durch die weite Stadt verbreitet; die frommen Mönche mit Gesang und Serpenten, mit Licht und mit Rauchwerk ein Requiem abgesungen von den großen Pergamentsfolianten, die im Chore auf den Notenstühlen aufgestellt waren. Jetzt lag sie da, blaß und lang, in der Hülle des Todes. Die ungeheure Uhr, die nur einmal im Jahre aufgezogen wird, die die Stunden des Ta-

ges und den Lauf der Sterne zeigt, war das einzige Bewegliche im stillen Gewölbe. Ihr einslautendes Tiktak ertönte über die stillen Gräber, über die alten heiligen Bilder.

Es war ein stürmender November-Abend, als Peter Bolt, Todtengräber bei der St. Peterskirche, nach dieser prächtigen Begräbnißfeier nach Hause ging. Dieser arme Mann hatte sich vor drei Jahren hier verheirathet. Seine Frau hatte ihm ein Jahr nach ihrer Ehe eine Tochter geschenkt; jetzt war sie wieder guter Hoffnung. Mit schwerem Herzen ging er von der Kirche nach seiner stillen Wohnung, die kalt und feucht am Flusse lag, und dem Sturm im Herbste am ärgsten ausgesetzt war. Er wollte zu seiner Frau hineingehen, aber die kleine Maria, die in der Vorstube mit ihrer Puppe spielend saß, kam ihm entgegen. Vater, rief sie, geh nicht hinein! Der Storch ist gekommen, hat Maria einen Bruder gebracht, Mutter ins Bein gebissen; sie ist krank und liegt im Bette. — Kurz darauf kam seine Schwägerin und brachte ihm einen neugebornen gesunden Kna-

ben. Seine Frau befand sich nicht wohl und es wurden Anforderungen zu nothwendigen Ausgaben gemacht, die weit seine Kräfte überstiegen. In dieser Noth lief er hin zum Juden Isaak, der ihm in der letzten Zeit mitunter eine kleine Summe vorgestreckt hatte. Aber Bolt hatte nichts mehr zu verpfänden; er mußte seine ganze Hoffnung auf Isaaks Mitleid gründen, und das war ein schlechter Ankerplatz. Mit wankenden Schritten ging er hin und klopfte an des Wucherers Thür. Isaak hörte seine heftige, durch Thränen abgebrochene Bitte mit Gedult an. Als Bolt ausgesprochen hatte, antwortete er ganz gelassen, daß er auf ein neugebornes Kind nichts ausleihen könne, und daß Thränen und Seufzer ein schlechtes Pfand seyen, das keinem ordentlichen Manne gnüge. In gefühlloser Stumpfheit, zwecklos und verzweifelt, taumelte Bolt jetzt wieder nach Hause. Bei den reichen Prälaten war er öfters gewesen, sie hatten ihn mit unbedeutenden Almosen abgespeist und nun durfte er da nichts mehr erwarten. Es war dunkele Nacht gewor-

den, der erste Schnee fiel eben in großen Flocken schräge hin über den Domplatz. In diesem Taumel, ganz in seinem Unglücke versunken, verfehlte er den Weg über den Markt, den er doch so oft gegangen, und ehe er es selbst wußte, stand er auf der Kirchentreppe grade beim Haupteingange des Doms. — Die Uhr schlug dreimal, das war dreiviertel auf Zwölfe. Plötzlich fuhr ihm ein Gedanke, wie ein Blitzstrahl, durch den Kopf. Er sah seine kleine Maria mit der Puppe spielend; — seine kranke Frau mit dem neugebornen Kinde an der ausgezehrten Brust im Bette liegend; — alsdann die todte Reichmuth im gläsernen Sarge, mit Edelsteinen an den Leichen-Fingern. — Wozu braucht sie das? dachte er. Ist es eine Sünde, den Todten zu berauben, um den Lebendigen zu geben? — In diesen Gedanken eilte er nach Hause; und nachdem er hundertmal auf dem Wege so und so beschlossen hatte, brachte das stille verheimlichte Lächeln seiner Frau beim Empfange ihn dazu, einen Entschluß zu nehmen. Er zündete seine Blendlaterne an, steckte

den großen Schlüsselbund in die Tasche und ging von dannen. Am Wege schien es ihm, als ob die Erde unter ihm schaukelte; aber der Gedanke, daß es zu Hause noch schlimmer war, als hier, trieb ihn fort. Er tröstete sich mit dem schlechten Wetter, welches die Straße leer hielt, so daß ihn Niemand belauern könnte. Auf der Treppe stand er wieder einen Augenblick stille, darauf faßte er Muth, steckte den Schlüssel in das alte Schloß, drehte mit dem gewöhnlichen Griffe, und jetzt stand er allein in der Kirche, nachdem er die Thür wieder angelehnt hatte.

Mit welcher Herzensangst ging er durch das lange Schiff der Kirche. Er zitterte so sehr mit der Leuchte in der Hand, daß er jeden Augenblick fürchten mußte, das Licht würde auslöschen. Es kam ihm vor, als wenn die ausgeschnitzten Cherubim an den Stühlen mit ihren Flügeln ihn an dem Rocke zurückhalten wollten. Er hatte immer von einem Menschen gehört, der in die Kirche gegangen, um seinen Muth zu zeigen; er wollte zum Zeichen, daß er da gewesen, sein Messer in

einen Sarg stoßen; unvorsichtigerweise hatte er auch den Rockschoß durchbohrt, und da dieses ihn zurückgehalten, sey er todt vor Schrecken umgefallen. „Du mußt deine Furcht zähmen; es ist alles Einbildung! Es ist dein Blut, das in dir kocht und dich betrügt! Hundertmal bist du hier des Nachts gewesen und es ist dir nichts zugestoßen!“ Alles dieses sagte er sich selbst; aber es machte ihn nicht muthiger. Es dünkt ihn wie ein eitler Laut auf den Lippen zu seyn, obschon er es nur dachte, und sich wohl in Acht nahm, laut zu sprechen.

Jedesmal, wenn er mit der Leuchte an einer Altartafel vorbeikam und die Bilder beleuchtete, schien es ihm, als ob die ernsten Gesichter drohende Mienen machten. An einem Bilde sah man die Hinrichtung des Apostels Petrus. Das Haupt gegen die Erde gelehnt und die Füße gegen den Himmel gewandt, hing der Heilige da am Kreuze. Das Blut sank ihm ins ausdrucksvolle Gesicht, und die Silberlocken fegten den Staub. In diesem Augenblick kam es Bolt vor,

als wenn die Secundenschläge der Glocke stärker tönten. — Er sprang einige Schritte zurück. Gott! dachte er, was du ein Sünder bist! Der heilige Petrus starb selbst so demüthig seinen schmerzlichen Tod für Jesus; und du verräthst ihn. Jetzt krähte der Mitternachtshahn draußen und es rann Bolt in Sinn, wie Petrus seinen Erlöser dreimal verläugnet, ehe der Hahn zweimal gekrähet hatte. — Er war doch auch ein Mensch, dachte Bolt, und hatte keine Johanne, keine kleine Maria, kein neugebornes Kind zu versorgen. — Dieser Gedanke gab ihm Muth. Er ging am Hochaltar keck vorbei, öffnete die Chorthür, stieg die Treppe hinunter, ging durch den langen schmalen Kellergang, mit Begräbnissen zu beiden Seiten, machte Reichmuths Capelle auf — und jetzt stand er ihrem Sarge gerade gegenüber. Da lag sie blaß und gelb. Er glaubte schon einen unangenehmen Leichengeruch im Gewölbe zu spüren. Der Flitter in ihrem Haare und die Ringe an ihren Fingern glänzten seltsam im schwachen Leuchtenschimmer. Er wollte

den Deckel öffnen, aber fuhr zurück. Es kam ihm vor, als wenn die Todte ihre Geberde veränderte. Hätte ich nur Zeit, dachte er, so wollte ich doch lieber etwas von den andern Särgen brechen. Die Zeit hat das Menschliche an diesen Mumien vertilgt! Man bringt ja ohne Gewissensangst Mumien aus Egypten. Die lange Zeit hat das Recht des Todten und die Ehrwürdigkeit der Leichen aufgehoben. Doch — dachte er wieder — diese sind Christen, meine Brüder und Freunde. Die Egypter sollen ihre Grabmäler selbst in großer Ehre halten; es sind nur ihre Feinde, die sie öffnen und plündern. Die Scheu davor, sich lange an diesem schlimmen Orte aufzuhalten, gab ihm Thatkraft. Reichmuths Sarg schien ihm zum Oeffnen der leichteste zu seyn, er wollte ihn mit einem Brecheisen aufmachen, aber es ging nicht so leicht. Die gläsernen Scheiben waren zu klein, und drinnen mit Eisendraht versehen. Er mußte das Holz von außen spalten. Während es krachte, floß ihm der kalte Schweiß übers Gesicht. Dieser Laut über-

zeugte ihn mehr als alles Uebrige, daß er ein Kirchenräuber sey. Vorher hatten ihn die Umgebungen nur bange gemacht; jetzt fing er an vor sich selbst bange zu werden, und er hätte ohne Zweifel Alles aufgegeben, wäre nicht das Schloß plötzlich aufgesprungen, indem er eine Feder drückte. Hurtig sah er zurück, als wenn er den entdecken wollte, der hinter ihm stand und ihn belauerte. Als er Niemand sah, fiel er auf seine Knie, erhob seine Hände und seufzte: Heilige Todte! vergib! Du brauchst nichts von diesem Schmucke, und ein einziger Stein davon, vermag eine arme lebendige Familie so glücklich zu machen. Es war ihm, als ob die Todte bei diesen Worten freundlicher aussah. Beherzt ergriff er nun ihre Hand, einen der Ringe abzuziehen. Was schildert seinen Schrecken, als die Leiche seine Hand mit kalten Fingern umfaßte, und sie fest um das Handgelenke drückte. Mit einem Geschrei machte er sich los. Er hatte nicht so viel Besonnenheit, die Leuchte mit zu nehmen. Angst findet den Weg im Dunkeln. Als ein Hase fuhr

er durch den Gang der Capelle, durch das Chor, und wäre ohne Zweifel glücklich hinaus gekommen, hätte er nicht in der Eile den großen, sogenannten Teufelsstein vergessen, der mitten in der Kirche liegt und der, nach der Sage, durchs Gewölbe vom Teufel geworfen ist. So viel ist gewiß, er ist vom Boden heruntergefallen, und man zeigt noch das Loch droben, wodurch er geworfen ist.

Gegen diesen Stein taumelte der unglückliche Volt eben wie die Glocke ihre zwölf tiefen Schläge vom Thurm herab brummte; und unbewußt stürzte er wie todt zur Erde. Als er von seiner Ohnmacht erwachte und vernahm, daß Niemand ihn verfolgte, gab die Furcht ihm wieder Flügel. Jetzt eilte er zur Kirche hinaus, über den Markt grade nach des Bürgermeisters Hause. Er war sich nichts bewußt als seine Sünde, und sah keine Möglichkeit, der Rache der Todten zu entgehen, als dadurch, daß er sein Verbrechen gestände.

Er mußte lange klopfen, ehe die Thür aufgemacht ward. Das ganze Gesinde lag im tiefen

Schlummer, nur der betrübte Adocht saß noch in seinem Canapee, wo er so oft mit Reichmuth gesessen. Jetzt saß er allein. Ihr Bild hing im Schatten an der Wand. Mit stillen Thränen sah er dahin und stützte die Wange auf seine Hand. Bolts wiederholtes Klopfen weckte ihn endlich aus seinem wehmüthigen Traume. Er ging hin, öffnete das Fenster, und fragte: Wer ist da? — Ach, gestrenger Herr Bürgermeister war die Antwort; ich bin's! Welcher Ich? — Peter Bolt, Todtengräber bei der St. Peterskirche. Ich habe eine Sache von äußerster Wichtigkeit zu entdecken, Herr Bürgermeister. Eine natürliche Gedankenverbindung von Reichmuth, dem Todtengräber von der Kirche, worin sie lag und dem wichtigen Geheimnisse, trieb Adocht fort, um so bald möglich mehr zu erfahren. Er nahm die Wachskerze, eilte die Treppe hinunter, und öffnete Bolten selbst die Thür. Was habt ihr mir zu sagen? rief er. Kaum war die Thür wieder zugemacht, als Bolt sich ihm zu Füßen warf und seine Sünde gestand mit Allem, was vorge-

gangen sey. Abocht hörte ihm verwundert zu; sein Zorn war mit Mitleid vermischt. Er befahl Bolten, diese Sache zu verschweigen, da er sich sonst selbst ins größte Unglück stürzen könnte. Selbst beschloß er gleich mit Bolten nach der Kirche zu gehen, um den Zusammenhang zu untersuchen. Allein Jener weigerte sich ganz. Ihr könnt mich lieber gleich zum Hochgerichte schleppen, rief er, als daß ich zum zweiten Male mich versündigen sollte und den Frieden der Todten stören. — Abocht brannte vor Begierde, dahin zu gehen. Eine Funke der Hoffnung glühte wieder in seinem Herzen. Auf der andern Seite rührte ihn Boltens Zustand. Dieser zitterte und bebte, und schilderte dem Bürgermeister die Niederkunft seiner Frau und seine dringende Armuth mit so blassem Gesichte und so verzweifelten Augen, als ob er selbst ein Gespenst vom Gottesacker wäre. Der Bürgermeister ermahnte ihn, daß er sich fassen möchte, und Niemand etwas von der Begebenheit entdecken. Mit einem Paar blanken Thalern half er ihm aus seiner dringenden

Noth, und ließ ihn nach Hause gehen, um seine Frau zu trösten.

Jetzt rief Adocht seinen alten Hausknecht. Fürchtest du die Todten, Hans? fragte er ihn. Nein, vester Herr Bürgermeister, war die Antwort, sie sind lange nicht so gefährlich wie die Lebendigen. — Wagtest du wohl zur Nacht, zum Beispiel in die Domkirche zu gehen? Wenn es Amtswegen sey, ja; sonst nicht. Man soll nicht das Ehrwürdige verspotten. Glaubst du an Gespenster, Hans? Ja, Herr Bürgermeister. — Fürchtest du sie? — Nein. Ich halte mich zu unserm Herrgott, und dann hält er wieder mit mir, und er ist der stärkste. — Willst du mit mir zur Domkirche gehen, Hans? Ich habe einen wunderbaren Traum gehabt: es schien mir, als wenn meine selige Frau mir vom Kirchthurme über den Markt zuriefe. — Nun ist Peter Bolt gewiß hier gewesen und hat Euch Grillen in den Kopf gesetzt. Diese Todtengräber sehen Gespenster alle Augenblicke. Zünde deine Hornleuchte an, Hans! schweig' und folge mir. Ich befehle es

dir. — Wenn Ihr es befehlt, gestrenger Herr Bürgermeister, so muß ich gehorchen, denn Ihr seyd sowohl meine Herrschaft als meine Obrigkeit. Jetzt zündete Hans ohne weitern Widerspruch seine Leuchte an und folgte seinem Herrn.

Adocht trat mit schnellen Schritten in die Kirche hinein; Hans aber, der voran gehen und leuchten sollte, verspätete ihn mit seinen Bedenklichkeiten, so daß er nur langsam ging. Gleich beim Eingange beleuchtete er die goldenen Stäbe über der Thür, welche jedes Jahr durch einen neuen vermehrt werden, damit man sehe, wie lange der regierende Churfürst gelebt. Das ist eine gute Einrichtung, gestrenger Herr Bürgermeister, sagte Hans; man braucht nur diese Stäbe zu zählen, so erfährt man gleich, wie lange Zeit der gnädige Herr Churfürst uns sündhafte Menschen beherrscht hat. Die schönen Gräber von Kupfer und Alabaster mußte er auch erst beleuchten; er bat, sein Herr möchte ihm die Innschriften erklären; kurz, er betrug sich als ein fremder Reisender, der die Gelegenheit benutzt, um die

Merkwürdigkeiten der Kirche zu besehen; obschon er alle seine drei und sechszig Jahre hier in der Stadt Cöln zugebracht und in der Zeit mehrere Male wöchentlich in der Kirche gewesen.

Adocht, der wohl wußte, es hülfe nichts Vorstellungen zu machen, fand sich geduldig in die Wunderlichkeiten seines alten Hausfreundes, und begnügte sich blos, so kurz als möglich seine Fragen zu beantworten. So kamen sie denn nach und nach dem Hochaltare gegenüber. Aber hier stand Hans plötzlich stille, und war nicht weiter zu bringen. — Spute dich! — rief nun Adocht, der die Geduld zu verlieren begann, und dem das Herz klopfte von der unruhigsten Erwartung. „Alle gute Engel, steht uns bei! murmelte Hans durch die klappernden Zähne, zitternd in dem Gürtel seinen Rosenkranz suchend. — Was gibt es? rief Adocht. — Seht Ihr nicht, wer dort sitzt, gestrenger Herr Bürgermeister? — Wo? — Gott verzeihe mir's, da sitzt ja die gnädige Frau im langen schwarzen Mantel auf dem Altare, und trinkt aus dem Silberkelche. Jetzt

richtete Hans die Laterne gegen die Erscheinung; und es verhielt sich wirklich so. Blaß saß sie da im weit hinschwebenden dunkeln Gewande und erhob die silberne Schale zu ihren Lippen mit dem hagern Arm eines Todtengerippes. Auch Adochts Muth fing zu wanken an. Reichmuth! rief er; in Jesu Namen beschwör' ich dich: bist du es selbst, oder ist es dein Schatten? — Ach, antwortete eine schwache Stimme: Ihr habt mich lebendig begraben. Ich war nahe daran zu verschmachten. Aber diese Weintropfen haben mich neu erquickt. Komm herauf zu mir, lieber Adocht. Ich bin nicht todt, aber matt, und wenn nicht bald für mich gesorgt wird, sterb' ich. Hier eilte Adocht hinauf zum Altare und schloß die geliebte, wieder gefundene Frau in seine Arme.

Nachdem Volt entflohen war, hatte Reichmuth, wirklich im Sarge von ihrem Scheintodte erwachend, einige gräßliche Augenblicke zugebracht. Ehe sie sich noch recht bewusst geworden, hatte sie, durch die Armbewegung, das Licht umgeworfen, so daß es auslöschte. Sie schlug die

Augen auf, und wußte nicht wo sie sey? Sie tastete rund umher, aber statt warme Betttücher, fand sie sich nur in dünne Seide gewickelt. Sie griff nach dem Haupte und entdeckte den goldenen Schmuck. Noch wußte sie nicht, was sie denken sollte. Es war rabenfinster. Als sie noch weiter umhertastete, entdeckte sie, daß sie in einer engen Kiste liege. Jetzt trennten sich die Schneewolken am Himmel, und der helle Mond stand dem einzigen kleinen Fenster des Gewölbes gegenüber. Nun sah Reichmuth zu ihrem Schrecken, wo sie war. Sie richtete sich empor, und erfüllte die Wölbung mit ihrem Geschrei. Die schauerlichsten Vorstellungen, lebendig begraben zu seyn, Hunger und Durst zu sterben, ihre letzten Stunden zwischen gräßlichen Leichen zuzubringen, standen vor ihr. Die Thür war zugeschlossen. Der erschrockene Bolt hatte sie nach sich zugeschlagen. Sie wusste, daß man nicht vom Chore her ihr Geschrei hören könnte. Das Fenster saß hoch in der Mauer und wandte hinaus zu einem abgelegenen Orte, wo Niemand kam.

Wahrscheinlich würde man in mehrern Tagen nicht nach der Grabstätte kommen. In der Zeit müsste sie verschmachten. Reichmuth rang ihre Hände. Mit Schaudern betrachtete sie die weissen zinnernen Särge, die schwarz geräucherten Wände. Auf diese Blätter war es, wo sie mit langen Nägeln ihre Leidensgeschichte schreiben sollte; die einzige Linderung und Zerstreuung vor ihrem scheußlichen Tode. Die Verzweiflung prägte sich in ihrem blassen Gesichte. Sie fing an vor Kälte und Entsetzen zu frieren. In dieser Noth suchte sie nach etwas, worein sie sich wickeln könnte und fand das schwarze Leichentuch, worin man sie auf der Bahre hergebracht. In dieses hüllte sie sich, und es war, als wenn der wärmere Zustand ihr neue Kräfte mittheilte. Der Mond schien sehr hell. In der schwarzen Hülle kniete sie vor das Fenster, und rief: Heilige Mutter Gottes, die du droben in der Kirche über dem Altar stehest! ich kann in diesem Augenblicke nicht vor deinem geweiheten Bilde knieen. Aber dein Antlitz ist hold und strahlend, wie der Mond. Ich stelle

mir vor, daß du es bist, die herunter von deinem Himmel zu mir blickest. Heilige Maria! erlöse mich, rette mich! — Nach diesem Gelobe ging sie zur Thür und wendete ihre letzten Kräfte daran, den großen verrosteten Griff umzudrehen. Was schildert ihre Freude, als sie merkte, die Thür sey nicht zugeschlossen, sondern nur wie angelehnt. Jetzt eilte sie mit schnellen Schritten heraus. Aber sie kam nicht weiter, als bis zum Hochaltare. Sie fühlte eine Todeskälte durch ihre Gebeine zucken, und fürchtete wieder eine Ohnmacht. Zum Glücke erinnerte sie sich, daß der Priester gewöhnlich den Krug, worin man den Wein zum Abendmale brachte, hinter dem Altare stehen ließ. Sie arbeitete sich dahin, erhob den Deckel des silbernen Gefässes, und fand eben so viel als sie brauchte, um sich zu stärken. Mit größerer Andacht und Glauben hatte gewiß Niemand lange das heilige Sacrament genossen, wie sie es hier genoß. Sie fühlte das Leben in ihre Adern wieder zurückkehren. So fand sie ihr Eheherr. Nur einen Augenblick schauderte er zurück vor der

sonderbaren Erscheinung; bald fasste er sich wieder und erwärmte das geliebte Weib in seinen Armen.

Adocht traf die besten Veranstaltungen, um sie mit Vorsicht nach Hause zu bringen. Es war ihm ein Leichtes, die wahre Ursache der Rettung seiner Frau zu verbergen. Wie groß war seine Freude, als der Arzt den folgenden Tag versicherte, die gefährliche Crisis sey überstanden und daß er nicht für seine Reichmuth zu fürchten brauche. Es war ihm nicht möglich, dem armen Volt böse zu seyn, der aus so rührendeu Ursachen sein Verbrechen begangen hatte. Allein Volt war selbst ein strengerer Richter als der Bürgermeister. Er legte sein kleines Amt nieder, und wollte nie mehr als Todtengräber die Kirche sehen. Reichmuth sorgte für seine Frau, Adocht für ihn. Sie wurden Beide Pathen seines Kindes. Welche Gefühle erfüllten ihre Brust, als Reichmuth, vierzehn Tage nach ihrer Errettung, an einem schönen sommerhellen Vormittage, den lächelnden Knaben aus der Taufe hob, unter dem Klange

der Orgel, die Stühle mit grünen Tannenzweigen und Schaumgolde geschmückt, und alle Pulpitäre voll Einwohner der Stadt! Sie dankten der Vorsehung in ihren Herzen und beschlossen, den kleinen Knaben nie zu verlassen, dessen nothleidende Geburt allein Reichmuths gräßlichen Tod verhindert hatte. So ward denn die traurige Leichenfeier plötzlich in eine freudige Kindtaufe verwandelt, mit Paucken und Trompeten, und der reiche Adocht sparte nicht seinen alten Rheinwein diesen Tag, sondern ließ ihn im großen Fasse auf dem Markte springen, zur Freude des Volks, das seine und seiner Frau Gesundheit trank, mit wiederholten Glückwünschungen.

Das Gemählde.

Zwei Jünglinge studierten auf einer Universität im südlichen Deutschland. Ludwig, der reich, und von altem Adel war, legte sich vorzüglich auf die Mathematik, weil sie zur Bildung des Kriegers wesentlich gehört. Sein Freund Siegfried studierte die schönen Wissenschaften. Seine Lieblingsbeschäftigung war die Mahlerei. In persönlicher Liebenswürdigkeit stimmten sie vollkommen überein, so verschieden übrigens ihre Anlagen waren. Gegenseitige Mittheilung war die Würze ihrer Freundschaft. Lugwigs todten Linien hauchte Siegfried oft einen lebendigen Odem ein; und oft bannte Ludwig Siegfrieds flüchtige Schattengestalten in seine Kreise. Hieraus ging Wesen und Bestimmtheit auf beiden Seiten hervor, und die Jünglinge empfanden immer tiefer, wie viel sie einander waren.

Allein, so fest und innig auch dies Freundschaftband geknüpft war, so sollte es doch durch eine unglückliche Begebenheit plötzlich zerrissen werden.

Erst neulich, aus der glänzenden Hauptstadt des nördlichen Deutschlands gekommen, fanden sie es, der weit schönern Natur ungeachtet, doch hier etwas eintönig und langweilig. Kein Schauspiel, keine glänzenden Spaziergänge, keine Abendzirkel, keine Familienkreise! Anfangs gab die Neuheit dem Ganzen etwas Behagliches. Allein, nachdem sie die Phisionomien aller Professoren studiert, und sich mit ihrem Vortrage und ihren Hörsälen bekannt gemacht; nachdem sie die lange Gemähldegallerie aller Studentengesichter durchgegangen, ohne besondere Lust zur Fortsetzung der Bekanntschaft in sich zu spüren; nachdem, mehrere Wochen hindurch, alle Spaziergänge waren durchstrichen worden: da begann es ihnen zu gehn wie Adam im Paradiese: Sehnsucht ergriff sie, mitten im Genuß der schönen Natur; und an den verschiedensten Gegenständen

fanden sie eine drückende Einförmigkeit. Etwas, woran sie sich doch immer noch ergetzten, war, am Sonntag-Nachmittage nach einem Gasthofe zu wandern, der, eine halbe Meile von der Stadt, am Eingange eines Gehölzes lag. Alles, was Füße hatte, und sich zu ergetzen wünschte, strömte dahin. Unter einem benachbarten Schirmdache tanzen dort Studenten mit Bürgertöchtern, und Handwerksburschen mit Dienstmädchen; und beim Schall der Geigen mischten sich die Quadrillen munter durcheinander. In einiger Entfernung, im Schatten der Bäume, saßen die Honoratiores der Stadt an saubern Tischen. Die Herren rauchten ihre Pfeifen, bei einem Glase Wein; etwas Kuchen, ein Glas Milch oder Limonade ward den Damen vorgesetzt.

An einem solchen Tage lernten die beiden Brüder den Professor Treuman kennen. Ihm gefiel ihr Benehmen, von Zudringlichkeit und blöder Verlegenheit gleich entfernt; und ob sie sich zwar nicht läugnen konnten, daß sie sich von einem andern Magnet, als des Professors

Gelehrsamkeit, angezogen fühlten, so gaben sie sich doch Mühe, damit es so scheinen möchte. Sie liessen sich mit ihm in ein weitläufiges Gespräch über die alten Volksfeste ein. Ab und zu nur, gleichsam zufällig, fielen ihre Blicke auf die schöne Mathilde mit den großen blauen Augen und dem kastanien-braunen Haar. Mit einer Handarbeit saß sie, neben ihrer Mutter und jüngeren Schwester, ihnen gegenüber.

Da der erste Schritt gethan, ward die Bekanntschaft wöchentlich fortgesetzt. Man wagte nun auch sich mit Jungfrau Mathilde ins Gespräch einzulassen, wenn der Vater nicht gegenwärtig war. Weder ihr noch den jungen Herren mangelte es an Witz; und diese schöne — noch unentweihte — Blüthe der Geselligkeit, brachte sie bald einander näher. Sie lernten sich unvermerkt kennen, indem sie sich scherzend über lauter fremde Gegenstände ausliessen. Es dauerte nicht lange, so waren die beiden Freunde verliebt. Allein so aufrichtig sie bisher in allen Mittheilungen gewesen, so sehr suchte nun Jeder

der Aufmerksamkeit des Andern zu entgehn. Insonderheit sprachen sie immer von Mathilden mit angenommener Kälte. Allmählig stand Einer dem Andern mehr und mehr im Wege. Daraus entsprang üble Laune und Zwist. Auf Spaziergängen ging Jeder am liebsten allein, um dem Gedanken an seine Liebe ungestört nachhangen zu können. Wenn sie bei Treumanns zusammentrafen, ging der Erste, sobald der Letzte kam. Indeß konnten ihre Herzen doch eines Vertrauten nicht entbehren; und bald hatte Jeder sich einen Freund eben unter jenen Renomisten gewählt, denen sie vor wenig Wochen noch so sorgfältig ausgewichen. Doch, obgleich sie Beide Mathilde anbeteten, so konnte sie doch nur höchstens des Einen Liebe erwiedern: und Siegfried war der Glückliche. Seiner Kunst verdankte er zuerst ihre nähere Bekanntschaft. Eines Tages, da Mathilde an einem Arbeitsbeutel stickte, der einer abwesenden Schwester zu ihrem Geburts-Tage geschickt werden sollte, schlug er ihr vor, sie in Mignatur zu mahlen. Das Bild sollte

in den Arbeitsbeutel gelegt werden; und wie viel größer würde nicht die freudige Ueberraschung seyn, wenn die geliebte Schwester in der Gabe die Geberin selbst finden würde? Siegfried hatte nun Veranlassung, das schöne Mädchen stundenlang ungestört zu betrachten. Der mahlerischen Anordnung wegen hatte er das Recht, ihre Kleidung zu bestimmen. An Shawls, Sonnenhütchen und Handschuhe dachte man nicht während der Zeit. Wenn er gleich sonst würde gezittert haben, sie anzurühren, so gab ihm doch jetzt sein gesetzlicher Beruf den Muth, selbst zuweilen ihr Haar umzuflechten, und ihren schildpatenen Kamm etwas höher und kecker empor zu stecken, wenn Mathilde, die sich zwar gern mit Geschmack kleidete, aber nicht sonderlich sich auf Moden verstand, ihn hatte zu tief sinken lassen.

Bei dieser Gelegenheit lernten sie nun einander besser kennen, und es dauerte nicht lange, bis sie sich gegenseitig ihre Liebe gestanden.

Inzwischen hatte Ludwig, aus Furcht sein

Adel möchte ihn Mathilden verdächtig machen, um sie bei ihren Eltern angehalten. Ludwig war reich; sein Vater liebte ihn sehr, war vernünftig und überließ ihn, was sein Herz betraf, seiner eignen Entscheidung! Treumann konnte diese Heirath nur als ein Glück betrachten, und versprach, mit seiner Tochter zu reden. Er begegnete ihr im Garten grade, da sie ihn in ähnlicher Angelegenheit aufsuchte. „Tochter," begann der Alte, „es sind ein Paar wackre junge Leute, deren Bekanntschaft wir in dieser letzten Zeit gemacht haben; besonders gefällt mir der Eine außerordentlich wohl." Mathilde war derselben Meinung. „Er liebt dich, Mathilde; er hat bei mir um deine Hand geworben." Was hast du ihm geantwortet, lieber Vater? fragte Mathilde erröthend. „Nun, mein Kind, wenn du nichts dawider hast" — Sie drückte seine Hand an ihre Lippen. Da sprang Ludwig hinter einem Gebüsch hervor, und warf sich ihr zu Füßen. Mathilde! rief er, bin ich so glücklich? Sie lieben mich? O Gott! so war es

nicht gemeint, sagte Mathilde erbleichend, indem sie sich losriß. Der Vater eilte ihr nach, um den Zusammenhang zu erfahren. Nun trat Siegfried hervor. Ludwig stutzte; aber die Erbitterung löste seine Zunge. In der ersten Hitze stieß er beleidigende Worte gegen Siegfried aus, und war außer sich, da er ihn verließ.

Zum Unglück war einer von den guten Freunden, mit denen Siegfried in der letzteren Zeit Umgang gehabt, in einer kleinen Entfernung, Zeuge des ganzen Auftritts im Garten gewesen. Siegfried war der Glückliche; er fand Ludwigs Zorn in dem Augenblick der getäuschten Erwartung sehr natürlich. Seine Freundschaft für Ludwig erwachte aufs Neue; er erinnerte sich der Bruderliebe, die er ihm bei unzähligen Gelegenheiten bewiesen, und wünschte nichts sehnlicher, als den Streit beizulegen. Allein der sogenannte Senior war zugegen gewesen. Bruder, sagte er, wenn du ein braver Kerl bist, so kannst du die Touche nicht auf dir sitzen lassen. Die muß abgewaschen werden. Ich will aber

dein Secundant seyn, und du sollst keine andre Mühe haben, als die, dich zu schlagen: Ich verstehe mich auf solche Dinge, und werde Alles aufs Beste einrichten.

Siegfried war sanften und friedlichen Gemüths, und der Degen nicht eigentlich seine Sache. Allein jugendliche Ehrbegier, und die Furcht, feig zu scheinen, übertäubte alle Bedenklichkeiten. Ihm blieb nichts übrig, als sich mit anscheinender Kälte in die Umstände zu finden, so tief sein Innerstes auch erschüttert war.

Als Ludwig am Abend zu Hause kam, lag eine Ausforderung auf seinem Tisch. Seine Freunde waren gleichfalls hoch erfreuet, und ermunterten ihn bei einer Mahlzeit, auf seine Kosten veranstaltet, sich um nichts zu kümmern. Zwei Pferde wurden angeschafft, um im Nothfall den Sieger über die Grenze zu bringen.

Vor Sonnenaufgang gingen am folgenden Morgen beide Parteien nach einer abgelegenen Gegend des Waldes, wo die Studenten zu duelliren pflegten. Zuerst ward in einem be-

nachbarten Wirthshause gefrühstückt, indeß die Sekundanten die Gesetze des Zweikampfs bestimmten. Sowol Ludwigs als Siegfrieds Zorn verschwand gänzlich, sobald sie einander sahen. Ihre Gesellschafter dünkten sie Furien, von der Unterwelt ihnen zugesandt; zehnmal lieber hätten sie ihre Klingen gegen diese, als Einer gegen den Andern gerichtet. Allein, der mystische Dämon, Ehre, verbot ihnen, ihre Gefühle zu äußern. Doch konnten sie sich nicht enthalten, ihre Gläser anzustoßen. In diesem Augenblick betrachtete Ludwig Siegfried mit einem Blick, der tief in sein Innerstes drang; und es war hohe Zeit, daß die Sekundanten sie trennten. In stummer Verzweiflung ergriffen sie nun ihre Degen, und eilten hin zu dem abgelegenen Platze.

Die Sonne ging eben auf, und flammte am Horizonte wie eine blutrothe Kugel. Der kalte Thau lag bebend auf den Blättern. Es war als ob die Natur darüber weinte und erröthete, daß ihr bestes Geschöpf seine edle Bestimmung verfehlte. Nur hie und da hörte man das kla-

gende Gezwitscher eines Vogels; und tief im Thale erklang Schellengeklinge, wie Grabgeläute, von Geschirrträgern und Frachtpferden. Unter einem Baume standen Ludwigs und Siegfrieds muthige Rosse, und bliesen sichtbar ihren Athem durch die Nasenlöcher in die kalte Morgenluft. Ludwigs Pferd wieherte. Das legten ihm seine Begleiter zu guter Vorbedeutung aus, und bezogen scherzend darauf die Geschichte vom Pferde des Darius Histaspis, dessen Gewieher seinem Herrn Persiens Zepter erwarb.

Nun gingen die beiden Freunde auf einander los, und nach verschiedenen Gängen hatte Siegfried das Unglück, seinem Freunde den Degen in die Brust zu stoßen. Ludwig fiel zu Boden. „Zum Teufel, Bruder!" rief der Sekundant, du hast ihm gegeben, woran er genug hat." Ludwig! rief Siegfried, indem er sich zu ihm niederwarf; lebst du noch? Verzeihung! Versöhnung! Ein dunkler Blutstral sprang aus der Wunde. Mit einem grausenvoll durchbohrenden Blick starrte Ludwig Siegfried an. Dar-

auf sank er mit einer konvulsivischen Bewegung zurück. Er ist todt! murmelten die Umstehenden. „So habe ich hier nichts mehr zu thun!“ rief Siegfried mit einem Ausdruck, den die Meisten mißverstanden. „Lebt wohl, meine Herren; ihr habt ins Feuer geblasen; genießt nun die Frucht Eures Sieges. Möge nicht einst Höllenfeuer Ludwigs Tod und Siegfrieds Verzweiflung rächen!“ Mit diesen Worten schwang er sich auf sein Pferd, und sprengte davon.

Ludwigs Ohnmacht war blos die Folge seines Blutverlusts, und ein Nervenzufall. Der Arzt versicherte, seine Wunde sey nicht tödtlich. Die einzige Linderung der untröstlichen Mathilde war die Pflege des Verwundeten, den ihre Eltern ins Haus nahmen. Sie und ihre Schwester, Camilla, ein hübsches dreizehnjähriges Kind, verpflegten ihn so sorgsam, daß er durch ihre Hülfe und die des Arztes bald genaß. Von Siegfried aber konnte man, aller Erkundigungen ungeachtet, nichts erfahren. Ludwig verließ nun die Universität und eilte nach

Hause. Er trat in seines Königs Dienst, und suchte sich durch Beschäftigung vom Verlust eines Freundes zu zerstreuen, der ihm seit jener unglücklichen Begebenheit doppelt theuer geworden.

So verstrichen drei Jahre, in welchen vergebens Briefe geschrieben wurden, und keine Nachricht von Siegfried einlief. Oft hatte Ludwig im Sinn gehabt, seinen Freund selbst aufzusuchen. Allein politische Unruhen, welche die Nothwendigkeit herbeiführten, stehende Heere bereit zu halten, verwehrten ihm jede Abwesenheit. In dieser Zeit hatte er auch den Kummer, seinen Vater zu verlieren. Um sich von seiner doppelten Trauer zu zerstreuen, beschloß er, da es die Umstände endlich zuliessen, eine kleine Reise zu machen; und nun war seine erste Ausflucht nach der Universität, zur Treuman'schen Familie.

Kaum im Wirthshause abgestiegen, eilte er dem wohlbekannten Garten zu. Er wollte grade ins Wohnzimmer hineingehn; allein da er an

dem Lusthause vorbei ging, glaubte er Mathilden lesend auf einer Grasbank zu erblicken. Er konnte sich nicht genug über ihre Schönheit, und über ihr blühendes Aussehn wundern. Ihr Kummer schien keine Spur zurückgelassen zu haben. Etwas völliger nur war ihre Gestalt, als, da er sie zuletzt g…hn; auch schien ihr Haar ihm etwas heller. Wie sie da lag, den Kopf auf den ründlichen Arm gestützt, mit dem wellenschlagenden goldnen Haare, das sich auf der Stirn scheitelte, um über die Schultern herab zu rollen, kam sie ihm leibhaftig vor wie Correggio's Magdalene. „Wie?" dachte er, „trauert sie nicht mehr um Siegfried? und vermag sein U…glück deine alte Leidenschaft nicht besser zu bezwingen?" Dieser Unruhe ward er aufs Angenehmste entrissen, als die Schöne ihr Gesicht vom Buche in die Höhe hob, und er nun merkte, daß es die, um drei Jahr älter gewordene — Camilla war. Vor freudigem Erstaunen schrie sie laut, und sprang auf, da sie ihn erblickte. Allein wie fromm und heilig auch

wohl Magdalene in ihrer Wüste gewesen seyn mag, so verdroß es ihn doch, Camilla mit ihr verglichen zu haben: denn die reinste Unschuld lächelte aus ihren blauen Augen; und eine naive Kindlichkeit stand im reizendsten Contrast mit der vollendeten Reife ihrer Schönheit.

Eben da er nach Mathilde fragen wollte, kam die Holde, langsam, hehr und bleich, wie eine edle Melpomene die Gartenallee herauf. Von ihrer Schönheit hatte sie nichts verloren; sie war weniger bezaubernd, aber desto rührender geworden. Ihre Wangen blüheten nicht wie der Mittelpunkt der Rose, aber wie die großen helleren Blätter, die sie umgeben. Hohl war ihr Auge nicht; aber es lag etwas tiefer, und gab der gewölbten Stirn Raum ihr gedankenvolles Gewölk darüber zu verbreiten. In ihr sah man die mit Freiheit und Würde Leidende, die ihre Leiden veredeln. Welche Augenblicke verlebte Ludwig in ihrer und in Camilla's Gesellschaft! Welche Mischung von Wehmuth und Entzücken, von Hoffnung und Erinnerung, von Kummer und

Trost! — Dagegen fand er die Alten ganz verändert. Sie konnten weder Camilla's Munterkeit, noch Mathildens Wehmuth theilen. Sie empfingen ihn mit der kalten alltäglichen Verstimmung, die einem gefühlvollen Herzen viel weher thut, als der starke Ausbruch einer wahrhaften Verzweiflung. Aber von diesem Augenblick an hatte Ludwig seinen Plan entworfen, und ihn auszuführen beschlossen. An einem Sonntagnachmittage, auf einem Spaziergange mit Camilla, führte er sie, gleichsam zufällig zu dem Platze, wo er sich mit Siegfried geschlagen. Sie setzten sich auf eine Bank. Von einer schattigen Klippe herab hatten sie eine freie Aussicht über die ganze Gegend. Die Sonne schien heiter und warm, und trocknete die glänzenden Blätter, von welchen kürzlich ein wohlthätiger Regen den Sommerstaub weggespült. Der Wind wehete durch das frische Grün. Unten im Thale war Munterkeit und Gewimmel; und weit her vom andern Ende des Gehölzes tönten die Wirthshausgeigen zum gewöhnlichen Tanze.

Ludwigs ganzes verflossenes Leben stand vor seiner Phantasie. Entzückt betrachtete er das schöne Mädchen, das an seiner Seite saß, und drückte ihre weisse Hand. Sie erröthete.

„Camilla, sagte er, glaubst i— -- (da sie ein Kind war, hatte er sich gewöhnt, sie Du zu nennen, und dies Vorrecht behalten, weil Camilla nicht anders jetzt als damals angesehn werden wollte) „glaubst du, Camilla, wie deine Schwester, daß man nur einmal lieben kann? Daß der Mann gefährlich ist, der nach einem unglücklichen Versuch, seine Zärtlichkeit einer Andern zuwendet?"

Camilla wollte etwas stammeln, aber Gefühl und Verlegenheit lähmten ihre Zunge. Sie bewegte sich, als ob sie aufstehn wollte. „Theures Mädchen" fuhr der kühne Ludwig fort, indem er sie zurück hielt; bin ich wankelmüthig, wenn ich dich liebe? Gleichst du Mathilden nicht in deinen Zügen, wie in deiner Liebenswürdigkeit? Theiltest du nicht ihre Erziehung, ihren Charakter? Denn deine kindliche Munterkeit ver-

dankst du deinem Alter, deiner Lage. Die besaß einst auch Mathilde; und sie kann ihr wieder werden. Schenke mir dein Herz! Ich bin reich, ich bin unabhängig; ich will deiner Eltern und Mathildens Stütze werden. Ich will Euch helfen, Siegfried aufzusuchen, ich will ihm seine Braut zuführen. Aber schenke mir nun auch eine, und laß mich hier, an dieser Stelle, wo ich einer unglücklichen Liebe wegen blutete, Ersatz durch eine freundliche Antwort von deinen holden Lippen finden. Camilla schwieg. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, ihre Lippen bebten. Sie blickte ihn an, mit einem Lächeln, das seine ganze Seele in Wonne auflösete. Was sie einander weiter sagten, waren nur abgebrochene Worte; und derselbe Baum, der Ludwig vor drei Jahren bleich und leblos in seinem Blute liegen sah, sah ihn nun in des holden Mädchens Armen, zu neuem Leben auferweckt.

Ihre Verbindung veränderte das Ganze. Alle waren froh, nur Mathilde nicht, die beim Anblick des glücklichen jungen Ehepaars ihren

Verlust doppelt zu empfinden schien. Um sie zu zerstreuen, und überdem, von einer dunklen Ahnung getrieben, beschloß Ludwig, mit seiner jungen Frau und seiner schönen Schwägerin in die Schweiz zu reisen. Auf dem Wege hoffte er etwas von Siegfried zu erfahren; denn er vermuthete, daß er nach Italien gereiset sey, um bei der Betrachtung unsterblicher Kunstwerke seines Kummers zu vergessen.

Nach verschiedenen Ausflüchten rechts und links, mehr durch Laune und Zufall als durch einen eigentlichen Plan bestimmt, treffen wir ihn mit seinen beiden Begleiterinnen, an einem schönen Vormittage bei der Bergstadt Baden. Hoch über dem mit Tannen bewachsenen Felsen ragten die Ruinen des ehrwürdigen Stammhauses empor, und luden sie ein, dort zu verweilen. Ludwig war mit seiner Camilla umhergestreift, um die schönen Umgebungen mit den herrlichen Aussichten aufzusuchen, als Mathilde vorschlug, in die Höhle unter dem Schlosse hinabzusteigen, wo der Sage nach das heimliche

Gericht im Mittelalter seinen grausenvollen Sitz gehabt haben soll. Ermüdet in der Hitze zu wandern, so freundlich auch die langen Pappel-Alleen sie beschatteten, nahmen sie Mathildens Vorschlag an. Den Wegweiser voran, und mit Fackeln in den Händen, naheten sie nun der Höhle, die ihnen durch Göthe's unvergleichlichen Götz von Berlichingen so ehrwürdig geworden, als sie in der Wirklichkeit grausenvoll ist.

Tief unter der Burg erstreckt sich die unterirdische Wölbung. Man zeigte ihnen die Oeffnung, wo der Angeklagte in einem Korbe mit verbundenen Augen, um des Weges unkundig zu bleiben, war hinabgewunden worden. Darauf eilten sie durch einen langen dunklen Gang, der mit einer, aus einem großen viereckigen Stein bestehenden, Thür endigte. Diese schloß so fest an, daß man, wenn man drinnen stand, nicht sehn konnte, woher man gekommen. Inwendig vor der Thür sollen in der Mauer Haken, Schrauben und andre Marterwerkzeuge gewesen seyn, womit die Richter über Leben

und Tod Geständnisse erzwingen liessen. Weiter hin war ein Loch, wo, wie man behauptet, eine Fallthür inwendig vor der Thürschwelle gewesen. Hier stürzte der Verurtheilte in die Schwertarme der blutgierigen Jungfrau. Sie schauderten, indem sie in diesen Abgrund starrten. Das wunderbar behagliche Grausen, welches die Vorstellung des Furchtbar-Geheimnißvollen in ihnen erregte, machte ihnen begreiflich, wie ein so mächtiger Zug stets wachsen und Befriedigung suchen müsse, wenn er nicht durch Menschlichkeit und Vernunft gemildert wird. Neben dem Richtplatz war die Halle der Richter; eine große viereckige Wölbung. Im Hintergrunde eine Vertiefung in der Mauer, wo der Altar mit dem Kruzifix gestanden haben soll. Rund umher sieht man noch Höhlungen in den Steinen, wo die heimlichen Richter ihre Sitze hatten.

Vertieft in ernstes Schweigen standen unsre Reisenden da. Seltsam erhellten die rothen Fackeln die dunkle Höhle, grade so wie vor

fünfhundert Jahren. Wie mancher Unschuldige, dachten sie, hat wohl hier gelitten; aber wie manchen Schuldigen hat die eiserne Hand der Gerechtigkeit hier auch erfasst!

Viele, sagte der Führer, zweifeln doch sehr daran, daß das heimliche Gericht hier gewesen. Aber wie dem auch sey, sollten Sie wohl glauben, daß, so grauenvoll dieser Ort ist, ein junger Mensch doch, vor drei Jahren, sich eine ganze Nacht hier aufgehalten; ohne Zweifel war er ein flüchtender Verbrecher, von Gewissensangst verfolgt. Man hat ihn in der Höle auf und ab gehn sehn, und ihn, in seiner Verzweiflung, die heimlichen Richter anreden hören. Er foderte sie auf als lange bleiche Schatten zu ihm herab zu steigen, und sich auf ihre Richterstühle zu setzen. Es war unmöglich ihn davon abzubringen. Wir verließen ihn am Abend; am folgenden Morgen fanden wir ihn nicht mehr.

Kaum hatte der Führer dies gesagt, als Ludwig, der mit seiner Fackel zur Altarwölbung gegangen, zufällig folgende Zeilen erhellte und

las, die eine — ihm nur zu wohl bekannte — Hand in den Felsen gegraben:

Nun, Kläger, ruf die Klage!
Nun, Rächer, schreie mir dein Weh!
Ich vor der Folter zage,
Gern Alles ich gesteh!
Kalt ist schon meine Brust wie Schnee.
Kommt! Endet meine Tage,
Ich wünsch' es mehr wie je.

Mit ihren scharfen Beilen
Die grause Jungfrau drunten blickt;
Hinunter möcht' ich eilen
An ihre Brust entzückt.
Und wenn sie mich mit Scheeren drückt,
Dann will ich ruhig weilen,
Enthauptet und zerstückt.

Wie Cain muß ich innig
Beweinen meine schwere That;
Verzweifelung gewinn' ich
Durch meinen Hochverrath.
Die Rache sich dem Bleichen naht!
Ein Brudermörder bin ich:
Die Reue kommt zu spat!

War ein Zweifel möglich, ob Siegfried diese Zeilen geschrieben? Ludwig las sie mit Entsezen; er hütete sich wohl, sie laut Mathilden zu wiederholen. Nun hatte der Zufall ihn auf die Spur gebracht; allein diese Spur stand einzeln da, wie ein Fußtritt im Sande auf einer unbewohnten Insel, und erregte die Hoffnung nur, um sie gleich wieder zu vernichten. Doch es war nicht der Wille der Vorsehung, daß ein unglückseliger Tag seinen düstern Schatten über das ganze übrige Leben dieser Menschen werfen sollte. Der erste Zufall reichte nicht hin, um ihnen Licht zu geben; wir eilen einen von größerer Bedeutung zu erzählen.

Nachdem Ludwig den Führer vergebens ausgefragt, beschloß er nach dem dunklen Schwarzwalde zu reisen. Diese große düstere Waldung, und ihre mit rauhen Tannen bewachsenen Felsrücken dünkten ihn eine Gegend, welcher Siegfried nicht habe vorüber eilen können; dort hoffte er seinem edlen Wilde näher auf die Spur zu kommen.

Ziemlich spät am Abend erreichten sie ein Wirthshaus, wo sie zu übernachten beschlossen. Als sie in der Gaststube in der Dämmerung um den Theetisch saßen, trat ein fremder wohlgekleideter Reisender mit einem Mantelsack auf dem Rücken, zur Thür herein. Freundlich grüßte er den Wirth, drückte ihm die Hand, und sagte: „Es freuet mich, Herr Wirth, daß ich diese Nacht bei Ihnen zubringen kann. Die vorhergehende verstrich mir auf keine so behagliche, wenn gleich in Wahrheit auf eine sehr merkwürdige, Weise.“ Diese Worte weckten die allgemeine Neugier; und nun fuhr der Fremde also fort, nachdem er seine Pfeife bei den Kohlen der Theemaschine angezündet, und sich an den Theetisch gesetzt:

„Ich hatte gestern grade eine botanische Wanderung im Walde angestellt, und kam am Abend an ein abgelegenes Wirthshaus, ungefähr in der Mitte des Waldes. Das einzige gute Bett stand droben in dem großen altväterlichen, mit Schildereien angefüllten Saale. Obgleich immer

etwas Graulicheß darin liegt, allein in einem öden Zimmer zu schlafen, so bedachte ich mich doch nicht lange. Der Aufwärter stellte zwei Lichter auf meinen Tisch und verließ mich. Ich machte es mir bequem, ging einige Mal in dem altväterlichen Saal auf und nieder, und ergetzte mich an dem Anblick der steifen Bildnisse, die an der Wand hingen. Da saßen verschiedne Helden aus dem siebenzehnten Jahrhundert mit Allongenperrücken über dem blanken Harnisch, und mit breiten Manschetten über den steifen Kampfhandschuhen. Die Damen waren fest geschnürt in Taffetkleidern; die runden geschminkten Gesichter lächelten zierlich unter der gepuderten Frisur hervor; eine Rose oder einen Fächer hielten sie zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger. Mir schien, als ob sich keine bessere Satyre auf ein Zeitalter erdenken lasse, das uns, sowol von Dichtern als von Prosaisten, als das goldne so oft angepriesen wird. Es ergetzte mich so zu gehn, und diese Herrn und Damen zu betrachten. Hier und da überzeugte mich das

breite Ordensband über dem Harnisch, oder die vergüldete Krone oben am Rahmen, daß ich die Ehre hatte, in vornehmer Gesellschaft zu seyn. Einige Stücke waren nachgedunkelt, so daß nur die Gesichter noch aus dem schwarzen Grunde hervortraten; fleißig genug ausgeführt, aber ohne Physionomie.

Es wunderte mich, unter allen diesen Stücken eins zu sehn, das umgekehrt an der Wand hing. Ich konnte den Grund dieser Bescheidenheit nicht errathen, und meinte, es möchte wohl so gut als die Andern werth seyn, das Licht zu erblicken. Ich kehrte es also ruhig um. Wie erstaunte ich, als ich das Bild eines schönen jungen Mannes erblickte, welches anfangs zwar, wie andre Bildnisse, ruhig vor sich hin sah, mich aber, je mehr ich in den matt erhelleten Saal zurück trat, mit einer wunderbar grausenvollen Miene betrachtete. Mir ward zuletzt ganz seltsam zu Muthe; den Blick konnte ich nicht aushalten, und war eben im Begriff, das Bild wieder umzuwenden. Als ich näher kam, schien

mir das Gesicht aufs Neue weniger furchtbar; da dachte ich: es ist nur Einbildung. Ich ging nun ruhig an mein Bett, um mich auszukleiden. Allein, als ich mich niederlegen und mein Licht auslöschen wollte, fiel mein Blick wieder unwillkürlich dahin, und nun schien mir, als ob es mir mit einer verzweiflungvollen gräßlichen Miene drohete. Mein Herz schlug stärker, als ob ich mich an ihm versündigt. Ich war mir keines Vergehns bewusst; aber meine Phantasie war nun einmal geweckt, und zu meiner Beschämung muß ich gestehn, daß ich mich weder ruhig ins Bett legen, noch mein Licht auslöschen konnte, bevor ich jene Schilderei von der Wand abgenommen, vor der Thür außen an die Treppe gestellt, und das Schloß hinter mir abgedreht.

Am Morgen, da der Aufwärter mir meinen Kaffee brachte, hörte ich ihn außen vor der Thür lachen. „Hast du nun wieder die Leute erschreckt? sagte er; es ist doch wunderlich!" — Ist Mehreren schon so beim Anblick dieses Bildes zu Mu-

the geworden? fragte ich. — „Allen, die hieher kommen," sagte er; „das hat uns bewogen, es an der Wand umzudrehen. Warum liessen Sie es nicht so hangen; mein Herr?" Ihr habt gut fragen, war meine Antwort; erst reizt ihr die Neugier der Leute, und wundert euch dann, daß man sie befriedigen will. „Die Wahrheit zu sagen," versetzte er, „so weiß mein Hausherr das sehr wohl; und er behält dies Stück eigentlich wie einen Magnet, der Gäste in sein Haus zieht. Denn obgleich alle Menschen davor erschrecken, so können sie doch nicht umhin, einander ihren Schreck zu erzählen; und die Menschen finden es unterhaltender, bei etwas Außerordentlichem zu schaudern, als über etwas Alltägliches zu gähnen. Verschiedene Gäste sind zurückgekehrt, grade um das Stück noch einmal zu sehen."

Ich hätte mich dort gern länger aufgehalten, um den Wirth auszufragen, wie er zu diesem Stücke gekommen? Da ich aber sah, daß er Werth auf sein Geheimniß legte; da ich über

dem, als ich das Bild am hellen Tage, und in Gesellschaft betrachtete, mich bei Weitem nicht, wie am Abend zuvor, erschüttert fühlte; so schrieb ich jene sonderbare Einwirkung mehr auf meine eigne als auf des Bildes Rechnung, und setzte meinen Weg ohne Aufschub weiter fort."

Alle wunderten sich über diese Erzählung; doch Niemand mehr als Ludwig, der dies mit demjenigen verband, was er auf der Mauer im heimlichen Gerichte gesehn. Inzwischen wollte er weder Mathilde noch Camilla durch eitle Hoffnung täuschen; und obgleich diese auch auf manche Vermuthung geriethen, so vermied er doch so viel als möglich eine weitläufige Erklärung. Von der Reise ermüdet legte man sich zur Ruhe, und eilte am folgenden Morgen weiter. Es lässt sich leicht vermuthen, daß Ludwig den Weg nach dem sonderbaren Waldhause einschlug.

Gegen Mittag kamen sie an ein Nonnenkloster. Die Pförtnerin brachte den dürstenden Damen ein Glas Milch, und lud sie, an der Thür,

so freundlich und gastfrei ein, daß sie Lust bekamen, ein Paar Stunden dort zu verweilen. Dies kam Ludwigen wie gerufen, da er nun ganz ohne Zeugen sein Abenteuer verfolgen konnte. Er bat sie, sich nicht zu beunruhigen, wenn er etwa die Nacht ausbleiben sollte. Das versprachen sie, und trösteten sich damit, daß er nun Entschädigung für den Verlust einer Unterhaltung finden würde, wovon sein Geschlecht ihn ausschloß. Die Heiligkeit der Stätte, das Fromme, Stille, Romantische der Umgebung, gab ihnen ein gewisses Vertrauen zu seinem Vorhaben, und die Hoffnung eines glücklichen Erfolgs.

Ludwig wanderte nun allein, einen Tornister auf dem Rücken, den die frommen Schwestern mit einer Mittagsmahlzeit versehen, die er in ihrer Gesellschaft nicht verzehren durfte. Wie ein Robinson phantasirte er nun umher im dunklen Walde. Als ihn hungerte, setzte er sich unter einen kühlen Baum, und hielt dort seine Mahlzeit. Dann nahm er wieder seinen Wan=

derstab, und richtete es so ein, daß er erst am Abend, in ziemlicher Dunkelheit, bei dem ihm beschriebenen Wirthshause anlangte.

Er klopfte an die Thür. Mit einem Lichte in der Hand öffnete sie der Aufwärter. Kaum hatte er das Licht gegen Ludwig gekehrt, und sein Gesicht beleuchtet, so ließ er, bleich wie eine Leiche, mit klappernden Zähnen das Licht aus der Hand fallen, und lief davon. Ludwig stutzte, fasste sich aber wieder und ging weiter. Als er in die Gaststube trat, fand er sie leer. Einige Augenblicke saß er da, und wartete. Als Niemand kam, ging er in ein Seitenzimmer. „Du Narr, hörte er da eine Baßstimme sagen, welche Grillen hast du nun im Kopfe? Du jagst uns Alle in Schreck. Nun will ich mit meinen eignen Augen die Sache untersuchen.“ Zugleich öffnete der Redende die Thür, eben da Ludwig mit dem Lichte in der Hand hereintreten wollte. „Es ist richtig! er ist es!“ rief ein dicker Mann, und schlug die Thür zu; „wir sind um unsern Hals!“ Ludwig wusste nicht,

was er von diesem seltsamen Benehmen denken sollte. Aber da er eine Thür zur Treppe offen stehn sah, eilte er hinaus, stieg die Treppe hinauf und ging hurtig in den großen Saal, um sich von der Ursache dieses wunderlichen Betragens, die er schon ahnete, zu überzeugen.

Kaum hatte er die Thür geöffnet, so erblickte er das umgewandte Gemählde an der Wand. Dahin eilen, auf einen Stuhl springen, es umwenden, und sein eignes treuestes Conterfei erblicken, war die Sache eines Augenblicks. Wer es gemahlt habe, blieb ihm nicht mehr zweifelhaft. Er stieg herab, ging und betrachtete das Bild in einiger Entfernung, und es starrte ihn wirklich mit einer so düstern, geheimnißvollen, drohenden Miene an, daß er im Begriff war, vor sich selbst zu erschrecken. Ihm war, als ob das Bild ihm — nur mit etwas veränderter Anwendung — die Worte zuriefe, womit der Geist Hamlet im Shakespeare schreckt:

Wär' mir nicht untersagt,
Das Innre meines Kerkers zu enthüllen,
So höb' ich eine Kunde an, von der
Das kleinste Wort die Seele dir zermalmte,
Dein junges Blut erstarrte, deine Augen
Wie Stern' aus ihre Kreisen schießen machte,
Dir die verworrnen krausen Locken trennte,
Und sträubte jedes einzle Haar empor
Wie Nadeln an dem zorn'gen Stachelthier.
Doch diese ew'ge Offenbarung fasst
Kein Ohr von Fleisch und Blut. — —

In solchen Phantasien stand Ludwig vertieft, als er plötzlich eine Menge Menschen die Treppe heraufkommen hörte. „Ihr müsst voran gehn, Bruder Martin, sagte die bekannte Baßstimme. In guten Tagen habt ihr Gutes in meinem Hause genossen; lasst nun sehn, was ihr zur Zeit der Noth vermögt.“ Seyd unbesorgt, Herr Peter, antwortete der Andre. — Es hat gute Wege. Ludwig sah die Treppe herab, und ward den wunderlichsten Aufzug gewahr. Voran ging ein dicker Mönch, einen Weihkessel in der einen, und ein Rauchfaß in der andern Hand. Ihm folgte der Wirth mit einem alten Schwerte,

der Hausknecht mit einer Heugabel, und der Aufwärter mit einem Stiefelknecht. Die Wirthin und ihre Mägde beschlossen den Zug. Sie selbst hielt einen Spinnrocken in der Hand; und die Mägde waren mit Besen, Durchschlag und andern furchtbaren Waffen gerüstet, als — den Mönch und den Wirth ausgenommen, die sich am Geländer hielten, — die ganze Armee Hals über Kopf niederstürzte. Was bedeutet das? rief Ludwig. Seyd ihr Alle verrückt? „Nehmt das Rauchfaß, Herr Peter," rief der Mönch, „und werft Euer Schwert weg! Hier lässt sich nicht mit irdischen Waffen kämpfen!" Peter warf das Schwert von sich, und begann das Rauchfaß mit aller Macht zu schwenken. Indeß nahete sich der Mönch Ludwigen, und benetzte ihn mit einer Handvoll Weihwasser nach der andern, wobei er eine besondre Festigkeit zeigte, es in der hohlen Hand zu halten, ohne einen Tropfen vorbei fließen zu lassen. „Fahre aus, du unsaubrer Geist, rief er, „und gieb Raum dem guten Geiste!" Ludwig sprang bei

Seite, um nicht durchnäßt zu werden. „Haha!“ rief der Mönch. „Es wirkt schon! Seht ihr, wie er sich krümmt?“

Meine Herren! sagte Ludwig, ich errathe die Ursache Eurer Furcht und Eures Eifers. Ihr seht mich für einen Geist an; und obgleich ich mich in Wahrheit auch für einen halte, so unternehme ich doch, Euch zu überzeugen, daß ich Fleisch und Blut wie Andre bin. Zum Beweise erbitte ich mir je eher je lieber einige Lebensmittel. Mich verlangt nach einer Abendmahlzeit; und was ich verzehre, werde ich redlich bezahlen.“ Hier zog er seine Börse hervor, und ließ Goldstücke klingen.

Diese holdselige Musik entzückte des Wirths Ohr mehr, als wenn Pythagoras die Harmonie der Sphären gehört hätte. Ihn schreckte ein Geist nicht, welchen hungerte, und welcher Goldstücke besaß. — „Das muß ein leibhaftiger Mensch seyn, sagte er dem Mönch; bleib hier, frommer Bruder Martin, und examinire ihn ferner; ich eile indeß in die Küche, und bereite

die Mahlzeit." — „Lauter Blendwerk und Teufelskniffe!" rief der Mönch. „Wisst ihr nicht, daß der Arge Mammon im Ueberfluß hat und sinnlichen Genuß liebt?" Nun blieb Ludwigen nichts übrig, als hinzuzuspringen und den Mönch beim Arm zu greifen. „Nun so fühlt denn, ihr abergläubigen Leute, rief er, ob ich nicht ein Mensch mit Gliedmaßen bin, gleichwie ihr."

Es dauerte lange, bis es ihm glückte, sie zu überzeugen. Endlich konnten sie ihm doch den Glauben nicht versagen. „Mir ist es begreiflich, woher Eure Furcht kommt," sagte Ludwig; „dies wunderliche Bildniß ist wirklich meins. Kennt Ihr den Mann, der es gemahlt hat?" — „Sollte ich ihn nicht kennen?" sagte der Mönch; „Er ist ja eben Mahler im Sanct Blasii-Kloster, woraus ich bin! Der arme Sünder hat einmal einen Mord an einem Freund begangen, der kein Andrer seyn kann, als Sie, mein Herr, ob sie uns gleich durch Sophismen beweisen wollen, daß Sie noch leben. Von dem Augenblick an hatte er keine Ruh. Er entfloh. Aber

wo er ging und stand war ihm, als ob ihn der Ermordete verfolgte; und so oft er nach Sonnenuntergang um sich blickte, stand das gräßliche Gesicht mit drohender Miene vor ihm. Es ließ ihm keine Ruh, bis er sich an seine Staffelei setzte, und die grausenvolle Erscheinung mahlte. Von dem Augenblick, da das Bild auf der Leinwand stand, verschwand das Gesicht; und nun hat er Frieden. Wir haben das Stück hieher gehängt, damit dessen Anblick ihn nicht quäle. Seit einem Jahre ist er sehr ruhig und freundlich. Sein Entsetzen hat sich in Wehmuth, seine Verzweiflung in Tiefsinn aufgelöst; und nun bringt er seine Zeit damit hin, unter uns zu leben, oder schöne Bilder für unsre Kirche zu mahlen. Oft haben wir ihn zur Annahme unsers Glaubens (denn er ist leider! ein Ketzer) und zum Eintritt in unsern Orden bereden wollen; dazu aber konnte ihn bisher nichts bewegen."

„Vollkommen verstehe ich nun Alles," antwortete Ludwig. „Ich bin der Freund, den er

getödtet zu haben glaubt; aber die Wunde veranlasste nur eine lange Ohnmacht. Seitdem war es mir unmöglich, ihn aufzufinden. Gott sey gelobt, daß ich ihn nun wieder habe, und daß meine Gegenwart seine Gewissensangst verbannen kann.“

Weder dem Bruder Martin noch dem Herrn Peter konnte nun irgend ein Zweifel übrig bleiben. Als die Mahlzeit gebracht ward, und Ludwig mit ungewöhnlichem Appetit speisete, ward der Letzte zumal vollkommen überzeugt. Ludwig bat sie, sich zu beruhigen und zu Bett zu gehn. Er selbst legte sich auf dem großen Saale zur Ruhe. Allein — besonders war es, daß er, da die Andern fortgegangen, und er da lag und bei seinem Lichte las, wieder aufstehn, und das Gemählde nach der Wand hin wenden musste; so durchdringend und drohend betrachtete es ihn; und daß er selbst es war, vermehrte nur seine Unruhe. „Welch ein Genie, dachte er, und welch ein Gewissen deutet dies Bild an! Wohl mir, mein Siegfried, daß ich

den schweren Stein dir vom Herzen wälzen kann. Deine Kunst hat bei diesen wunderbaren Begebenheiten gewonnen; denn sie haben dir Ahnung vom Tragischen und vom Außerordentlichen gegeben. Nun sollst du der Welt zurückgeschenkt werden, und Melpomenen nicht länger deine Lehrjahre durch den Verlust deiner Freuden und deiner Munterkeit bezahlen." Man kann leicht denken, daß Ludwig am folgenden Morgen so früh als möglich zum Nonnenkloster zurück eilte, seine Freundinnen abholte, das Vorgegangene erzählte, und in größter Schnelligkeit nach dem St. Blasii-Kloster hinrollte. Zuerst musste er mit dem Prior reden, und dieser würdige Mann konnte sich nicht genug über den glücklichen Ausgang der Sache freuen. „Dies trifft sich sehr erwünscht," sagte er; „denn schon vor vierzehn Tagen behauptete hier ein Reisender, daß Sie noch lebten; und obgleich Siegfried dies für eine Erdichtung seiner Freunde hielt, die ihn wieder zu sich locken wollten, so hat es doch einen Funken Hoffnung in seinem

Herzen geweckt, und ihn auf die Freude vorbereitet, die ihn sonst zu plötzlich überraschen würde."

„Wo ist er," rief Ludwig? Sie finden ihn in der Kirche, antwortete man; dort bringt er seine Zeit größtentheils zu. Er bemahlt uns die Kirchenwände mit den schönsten Gemählden; doch wählt er beinahe lauter düstre, traurige Gegenstände, mit irgend einer Hinsicht auf sein eignes Schicksal. Die Kreuzigung ist seine liebste Arbeit. Maria mit dem Kinde hat ihm noch nicht glücken wollen. Es hat ihm Thränen ausgepresst, und ich hörte ihn einmal sagen: Sollte das mir gelingen, so müsste ich deiner nicht beraubt seyn, meine Mathilde! Nun sitzt er im Chore, und mahlt das jüngste Gericht in der Kuppel, mit den dreistesten Zügen und den kunstreichsten Verkürzungen. Aber noch hat er nur die Verdammten in der Tiefe dargestellt. Die Seligen, oben über den Wolken bei der Dreieinigkeit, hat er nur leicht weg mit einer Kohle entworfen, und ist selbst nicht damit zufrieden."

Ludwig folgte dem Prior. Sie schlichen sich, von Siegfried unbemerkt, in die Kirche. Welch ein Anblick! Durch die bunten Fensterscheiben bestrahlte die Sonne die schönsten Gemählde aus dem alten und neuen Testamente. Hier ward Abel von Kain erschlagen, dort erhob sich der Sohn der Wittwe aus Nain von seiner Todtenbahre. An jener Seite kehrte der verlorne Sohn zu seinem Vater zurück und bat, ihm zu vergeben. Weiter hin verkauften Jakobs Söhne ihren Bruder Joseph den arabischen Kaufleuten. Aber unter der Kuppel, in der Mitte der Kirche, saß Siegfried selbst auf dem Gerüste, Ludwig konnte nur seine niederhangenden Beine und die kräftige Hand sehen, welche den Pinsel zur heiligen Wölbung emporhob. Aber plötzlich hielt Siegfried inne, legte den Pinsel weg; und der Prior und Ludwig hörten ihn mit heller Stimme durch das schallende Gewölbe singen:

In meine Seele kehret Frieden,
Weil Strahlen mein Gewölk durchziehn;
Der Nebelflor, wird er entfliehn?
Ist mir ein irdisch Gut beschieden?
Weicht Wintersturm vor Frühlingsweh'n?
Wird Abel einst umarmen Kain?
Soll, wie der Wittwe Sohn aus Nain,
Er wieder von der Bahr' erstehn?

Vor Siegfrieds banger Seel' entfloh'n
Wär' er, der grausenvolle Schatten?
Will Freude nahen sich dem Matten,
Beleben seinen kalten Thon?
Mathilde, meine Freundin, dich,
Und meinen Ludwig sollt' ich finden?
O — da wird mir die Hölle schwinden;
Dann öffnet blau der Himmel sich.

Hiermit endigen wir unsre Erzählung; denn die Freude der edeln Freunde und des liebenden Paares beim Wiedersehn, kann ein warmes Herz wohl mitempfinden, aber keine Feder beschreiben. Siegfrieds Leiden wurde nun in das reinste Glück verwandelt, aber das gastfreie Kloster wollte er nicht verlassen, bis er, zum Zeichen seiner

Dankbarkeit, sein Gemählde vollendet. Ludwig blieb bei ihm. Mathilde und Camilla mussten so lange im Nonnenkloster verweilen. Auch zweifeln wir nicht, daß es ihm nun eben so gut glückte, die Freude der Seligen in der blauen Himmelsluft zu mahlen, als es ihm ehedem gelang, die Verzweiflung der Unglücklichen darzustellen.

Die Glücksritter.

Es ist nicht viele Jahre her, seit Alberto, ein Sänger von Handwerk, wiewohl seine Stimme nur das Mittelmäßige wenig übertraf, seine Vaterstadt Turin zu verlassen beschloß, um nach Milano zu reisen. Er zweifelte nicht daran, dort weit besser aufgenommen zu werden, als in der Heimath, wo es ihm noch nie gelungen, Beifall einzuernten. Es tröstete ihn aber das Sprichwort; ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. Wie also alle Anstalten zur Reise gemacht, mangelte es ihm an nichts, als an einem Spießgesellen, der die zwei Drittel der Reisekosten auf sich nehmen und ihm persönlich mit Allem aufwarten konnte. Diesen meinte er in Xaver zu finden, seinem Landsmanne, Nachbarn und treuen Trabanten von der Kindheit her. Xaver war Tischler. Er war etwas lang-

sam von Begriff, übrigens stark und gutherzig, tapfer und treu. Die größte Unannehmlichkeit, die sein Mangel an Scharfsinn mit sich führte, war: er hatte sich so in Alberto vergafft, daß er ihn gar nicht entbehren konnte, und deßhalb widmete er ihm alle seine Freistunden. Immer hatte Xavers Einfalt Alberto's Witzeleien zur Folie dienen müssen. Das erlitt er gern. Als Knabe hatte Alberto ihn oft geprügelt. Das ertrug er geduldig, und tröstete sich in seinem Gewissen damit, daß er doch der Stärkere sey. Wenn Jemand ihm seine Kälte vorwarf, pflegte er den Hofhund Philar als Autorität anzuführen, der sich täglich in die Ohren vom kleinen Joli beißen ließ, ohne zu erzürnen. Hatte er nun Sonntags seine Hände in Mandelklei von Neapel gewaschen, und sein neues Kleid angezogen (das ja nicht blau seyn musste, damit er weder etwas vom Tischlergeruche, noch vom Tischlerkostüme mitbringe) so besuchte er Alberto, und schätzte es als ein großes Glück, wenn dieser elegante Herr ihn mit sich außer

dem Thore nahm und sich von ihm bewirthen ließ.

Auf ihren letzten Promenaden schilderte Alberto nun die ganze Glückseligkeit, die ihm, seiner Meinung nach, auf diesem Abenteuer begegnen würde. Die schönsten Italienerinnen sollten, von seinem Gesange bezaubert, wetteifernd ihren Rang und ihr Vermögen mit ihm theilen, und ihm ihre Hand anbieten. Es mangelte unserm Don Quixote nichts, als ein getreuer Sancho Pansa, und diesen fand er bald in Xaver. Alberto bewies diesem, daß er als Künstler (Tischler nämlich) nothwendig reisen müsse; und zum Beweise, was Alles aus ihm werden könnte, führte er Benvenuto Cellini als Beispiel an, der sich vom Goldschmiede zum berühmten Bildhauer aufgeschwungen hatte.

Xaver, der gewohnt war, nachzugeben, that es auch jetzt. Es reisen ja so viele Handwerker, dachte er; ein tüchtiger Arbeiter findet sein Brot überall. Daß ihm diese Reise Alles, was er erspart, kosten, daß er, wenn er seine Werk-

stätte verliesse, auch die Nahrung verlieren und seine Zeit vergeuden würde, daran dachte er nicht. Er verriegelte also sein Haus, vertraute die Schlüssel einem alten Bekannten, nahm doppelt so viel Geld mit, als Alberto *sagte*, daß er genommen, und so zogen sie von dannen, nachdem Xaver alle die Verrichtungen eines Bedienten übernommen.

Es war ein früher Morgen, als sie aus der sardinischen Majestät prächtigen schnurgeraden Hauptstadt herausrollten, um das unregelmäßigere, aber größere, freiere Mailand zu besuchen. Hier hatte nun gleich Alberto den überraschenden Anblick vom Aufgehen der Sonne, welchen er noch nie genossen hatte. Er versprach sich viele Freude, wenn es so fortdauern wollte, und kehrte sich gegen Xaver, um Sympathie zu finden; allein Xaver hatte schon seine Partie genommen; er saß im Winkel und schlief, und das setzte er so lange fort bis sie zur ersten Station kamen.

Es geht bekanntlich langsam in Italien mit

den Viturinen; sie waren also drei Tage unterwegs, ehe sie nach Milano kamen. In letzter früher Morgenstunde, als sie durch das Gehölz jenseits Navarra fuhren, begegnete ihnen aber eine verzweifelte Geschichte. Sie hatten nämlich viel von Räubern in dieser Gegend gehört; doch ermüdet von der Reise schlief Alberto ein, unerachtet seiner Furcht, und Xaver kannte nur Furcht von Hörensagen. Plötzlich erwachten sie Beide, indem sie, wie es schien, mit dicken Keulen vor die Stirn geschlagen wurden. Nun fing Alberto erbärmlich zu heulen an, und hatte schon seine Geldbörse in der Hand, um sein Leben zu kaufen; Xaver aber, der beschlossen hatte, sich bis zum äußersten Blutstropfen zu wehren, griff seinen Gegner beim Kragen, fing an mit geballten Fäusten sich über ihn her zu machen, und hätte ihn zweifelsohne erwürgt, wenn nicht plötzlich das Mondlicht ihnen gezeigt, daß sie einander selbst bei den Haaren hatten. Das ganze Unglück kam nämlich daher, sie hatten schlafend das Gleichgewicht verloren und die

Köpfe gegen einander geschlagen. Solchergestalt bekam nun Alberto die Schläge wieder zurück, die er Xaver in ihrer Kindheit vorgeschossen. Dieser ward sehr betrübt, als er vernahm, wie er seinen Freund geprügelt hätte. Er schwur und verdammte sich darauf, daß er sich nie mehr im Leben zur Gegenwehr setzen wolle, wenn auch tausend Straßenräuber ihn mit Keulen auf den Kopf schlügen. Denn sagte er: wer steht mir dafür ein, wenn ich wieder einen Spitzbuben abgeprügelt, daß du es nicht zum zweitenmal bist, mein lieber Bruder!

Was vornehmlich Alberto am Herzen lag, als sie sich in einem Wirthshause einquartirt hatten, war, Erlaubniß zu erhalten, in der großen Oper des Theaters della Scala zu singen. Dieses Theater ist ein sehr weitläufiges Gebäude, woran mehrere alte Familien Theilnehmer sind, welche die Logen erblich besitzen. An den Thüren der Logen stehen ihre Wappen groß abgemahlt mit bunten Farben, und gewähren, ein bedeutendes Sinnbild auf den Sieg der

Gothen über die Vorzeit der Kunst. Auch ist dafür gesorgt, daß man nicht wieder aus diesem Gefühle gestört wird, wenn man in die Logen tritt, denn die Logen sind nichts mehr noch weniger, als die Audienzzimmer der mailändischen Damen, worin sie Besuche annehmen, Karten spielen, und nur dann und wann, höchst selten, hinaus sehen, um eine schöne Dekoration zu adoriren, oder eine Arie von der Oper zu hören, die drei Wochen durch alle Abende aufgeführt wird. Auf dieser Bühne hoffte Alberto sein Glück zu machen, ungeachtet man ihm rieth, sich lieber im Komischen auf Santa Radagonda zu versuchen. Allein, sein Wahlspruch war: aut Cæsar, aut nihil, und wenn auch viele vernünftige Leute ihn versicherten, daß nächst der religiösen Kirchenmusik nichts den Italienern besser gelinge, als die opera buffa; und daß ihre opera seria meistens nur trockenes, langweiliges Zeug sey — so half es doch alles nichts. Alberto trug, wie alle mittelmäßige Virtuosen, die bürgerliche Eitelkeit mit in die

Phantasienwelt hinüber; und wollte lieber einen einfältigen Holofernes in Judith wagen, als einen komischen Schuster in den verliebten Handwerkern.

Durch das ewige Herumlaufen zu den Creti und den Pleti und durchs Komplimentmachen brachte er es endlich so weit, daß er Erlaubniß erhielt, sich hören zu lassen. Und es war die hohe Zeit; denn weder er noch Xaver besaßen einen Heller mehr, und der Wirth drohete täglich, sie aus dem Hause zu werfen. Jetzt war die Stunde da. Der Abend kam. Xaver war den ganzen Tag umhergelaufen, um seinem Freunde das Nöthige zu verschaffen. Er war den Abend vorher mit nassen Augen zu Bette gegangen und hatte die heilige Jungfrau gebeten, es seinem Freunde gut gehen zu lassen und ihm vielen Beifall zu verschaffen. Daß die heilige Jungfrau sich, nach den Begriffen der Katholiken und Hierarchen, nicht mit dem Theater und ihrem Personale abgebe — daran dachte er in seiner Einfalt nicht. Er wusste aber,

Maria sey gut und allmächtig, und das war ihm genug. Alberto fuhr nach dem Schauspielhause als Holofernes mit einem gewichtigen Kupferhelm von Goldpapier mit grausendem Barte, ein formidables Schwert an der Seite und unzählige Prilletten auf dem Küraſſe, wie Sterne am Himmelsgrunde. Xaver hatte kaum den Muth seine ebräische Excellenz zu umarmen und ihm Glück zu wünschen. Als es Zeit war, ging er selbst zum Theater hin mit klopfendem Herzen. Das Haus ist groß, mit vielen Eingängen; den rechten Weg zum Parterre hatte er vergessen: er fragte also einen Vorbeigehenden nach dem Orte, wo gespielt werde? Der Fremde zeigte ihm eine Treppe. Es befremdete ihn nicht, daß er so hoch hinauf ging, und nun stand er plötzlich in der Vestibule eines großen Saals mit zwei Thüren, und vier Schildwachen, welche, wie er hineintrat, riefen: den Hut abgenommen! Dieses verblüffte ihn zum Theil, aber sein Erstaunen wächst noch mehr, als er überall große, mit grünem Tuche über=

zogene Tische im Saale erblickte. Auf den Tischen lagen ganze Goldhaufen, und bleiche, hagere Menschen saßen still, wie Statüen an den Tischen, jeder einen Stab in der Hand mit einer kleinen Schaufel, ungefähr wie die Waffen zum Billardspiele gebildet. Xaver wunderte sich über die Maßen und hätte wirklich geglaubt, daß man hier Billard spiele, hätten ihn nicht die Karten, die den Louisd'ors zur Seite lagen, überzeugt, es sey ein anderes Spiel.

Jetzt wurden die Wachslichter in den Kronleuchtern angezündet, und die Spieler versammelten sich nach und nach. Xaver schob sich auch zu einem Platze, und wunderte sich jetzt über alle die Goldstücke, welche die Banquiers entweder mit den Instrumenten zu sich schoben, oder auch mit großer Fertigkeit zu den Gewinnenden auf das grüne Tuch hinwarfen. Vom Spiele verstand er gar nichts. Er sah nur den Tisch durch Streifen abgetheilt und mit rothen und schwarzen Flecken von Saffian beklebt. So zauderte er lange Zeit, und wäre vermuth-

lich wieder weggegangen, ohne an dem Spiele Theil zu nehmen, hätte nicht eine kleine, blasse, eifrige Person, die mit einer Stecknadel in eine Karte prickelte, um ihre Berechnung nach der Wahrscheinlichkeit zu machen, ihn in die Seite gestoßen und ihm gesagt: Wenn er nicht mitspiele, solle er nicht den Spielenden im Wege stehen. Xaver wusste nun erst, daß er mitspielen konnte, wenn er wollte. Er griff in die Tasche und befühlte den einzigen Louisd'or, den er noch besaß, so lange, bis er ganz warm ward, und ihm zuletzt gleichsam die Finger brannte. Das unparteiliche ruhige Gesicht, womit der Spieler immer die Worte wiederholte: Messieurs! je fais! und die Unverdrossenheit, womit er eben sogleich bezahlte, wenn er verlor, als hineinschob, wenn er gewann, ließ Xaver hoffen, daß man ihn nicht betrügen würde, obgleich er nicht das Spiel verstände. Nach mehrern mißgelungenen Versuchen, den Louisd'or aus der Tasche herauszuholen und auf den Tisch zu werfen, gelang es ihm zuletzt. Er wollte ihn

aufs Rothe werfen, weil ihm diese Farbe am reizendsten vorkam; aus Ungeschicklichkeit aber ließ er das Goldstück aufs Schwarze hinrollen. Der Banquier fragte, ob es da liegen bleiben sollte? Und wiewol es ihm von Herzen zuwider war, nickte er doch mit Blödigkeit, um das Spiel nicht aufzuhalten, obschon dieser Louisd'or sein ganzes Vermögen ausmachte. Er sah, wie ein alter Offizier, der viel gewann, sein Geld stehen ließ. Dies that er auch; und nun hatte er vier. Er zitterte so sehr vor Freude, daß er über und über erröthete, aus Furcht, man möchte es ihm abmerken. Jetzt fing er an nachzurechnen, wie viele Piaster vier Louisd'ors ausmachten. Xaver rechnete langsam, und konnte nicht mehr als eine Sache auf einmal im Kopfe behalten. Es ward vier Mal gespielt während er seine Rechnung machte. In der Zeit hatte er eben so oft gewonnen, und es lagen jetzt vierundsechzig da. Er zitterte und bebte. Der alte Offizier ließ noch sein Geld stehen; er that es auch, und nun hatte er hundert und acht

und zwanzig. Jetzt strich der Offizier die Hälfte ein, und setzte den Rest aufs Rothe. Xaver ahmte ihm nach. — Und nun hatte er hundert und zwei und neunzig Louisd'ors gewonnen. Es würde zu weitläufig seyn, ihm Schritt vor Schritt zum Tempel des Glücks zu folgen. Nur so viel mag genug seyn; in einer Stunde hatte er wie der alte Offizier gespielt und sein Glück gemacht; denn er hatte jetzt fünftausend Carolin in der Tasche.

Jetzt hörte er auf eben so, wie der Offizier. Dieser alte, trockne Kriegsmann kehrte sich gegen ihn und sagte: ich will Euch zwei gute Lehren geben, mein lieber Freund. Es scheint, daß Ihr schlafend Euer Glück gemacht; verdient's aber vielleicht eben so gut, als wie Andere, die wachen. Nehmt Euch also für's Erste Einen von der Wache mit zur Bedeckung; sonst werdet Ihr auf dem Heimwege geplündert. Zweitens rathe ich Euch, nie wieder Hazardspiel zu wagen. Es wäre Undankbarkeit gegen Fortuna, sie zu mehrern Gunstbezeugungen zu nöthigen, als sie

Euch freiwillig geleistet — und — wer weiß? — vielleicht könnte sie sich empfindlich rächen. Xaver dankte dem Offizier für seinen guten Rath, und that, wie er ihm gesagt. Als er nach Hause kam, nahm er gleich einen Bedienten an, und zog ins beste Wirthshaus der Stadt, nicht um zu verschwenden; aber er wollte doch etwas Vergnügen für sein Geld haben. Im alten Logis bezahlte er alles baar; und bat, wenn Alberto nach Hause käme, möchten sie ihn nach Albergo della Cita hinweisen, wo er jetzt wohne.

Während es nun Xaver so glücklich im obern Spielhause ging, hatte Alberto ganz das Gegentheil im untern erfahren. Mit einem Muthe, der dem Muthe des wirklichen Holofernes wenig nachgab, tritt er in seiner Rolle auf. Allein unerachtet seines fürchterlichen Helmes, seines buschigen Bartes und seines formidablen Schwertes, war es ihm nicht gelungen, dem Publikum die schuldige Ehrfurcht für seine Person einzuflößen. Man hatte nicht so viel Geduld, seinen Tod von der Hand Judiths zu er=

warten. Sie sollte ihn erst im dritten Akte enthaupten, und er ward förmlich im zweiten ausgezischt. Vergeblich stützte er sich auf sein Schwert mit einer Regulusmiene, die des Todes spottet. Der Helm ward von einem Recensenten in der Gallerie so genau mit einer Orange getroffen, daß er ihm vom Kopfe herunter fiel, denn der Schönheit wegen war er nicht mit Riemen unter dem Kinne gebunden. Und mit dem Helme verlor er den Muth. Man ward genöthiget, den Vorhang fallen zu lassen; und Alberto, der eben so viel Ehrgefühl hatte, als wenig, worauf er es gründen konnte, stürzte in größter Verzweiflung aus dem Schauspielhause hinaus. Im ersten Augenblick fand er, daß er diese Schmach nicht überleben könnte. In schwarzem Mantel gehüllt, worunter sich noch die romantische Tracht befand, beschloß er sich zu ertränken. Weil aber kein Wasser in der Nähe war, kühlte sich die Hitze etwas ab, ehe es so weit mit ihm kam, und nun fand er es bequemer, Xavers Reisepistolen zu gebrauchen. In schwär-

zester Verzweiflung kehrte er nach Hause. Zitternd wagte er es kaum hineinzugehen; er wusste, daß die Geduld des Wirths nach dieser unglücklichen Probe erschöpft seyn musste; daß er ihn aus dem Hause jagen würde. Jetzt fing er an verzagt und kleinmüthig zu werden. Er fürchtete Hunger zu sterben; und seine einzige Hoffnung war, daß Xaver, durch die Arbeit seiner Hände, das Nöthige zu ihrer Beiden Unterhalt verdienen solle.

Als er ins Haus hineintrat und auf sein Zimmer gehen wollte, fand er es öde und leer. Ach! dachte er, der Wirth hat sich schon unserer kleinen Habe bemächtigt. Wo bist du, mein Bruder Xaver? Mein Freund im Leben und im Tode? Jetzt kam der Wirth und erzählte, wie Xaver Alles hätte abholen lassen, ihre Schuld bezahlt und nach Albergo della Cita hingezogen sey.

Alberto wollte seinen eigenen Ohren nicht glauben. Nachdem der Wirth es ihm zu wiederholten Malen versichert hatte, verließ er das Haus im größten Zweifel. Er dachte, daß Alles

aus Neckerei sey, daß Xaver hauswild auf den Straßen herumschlendere und nach ihm suche. Er verfluchte sein Schicksal. Schwindelnd taumelte er fort. Du musst doch dahin, dachte er zuletzt. Es ist doch alles Eins. Was ist jetzt weiter für dich zu thun, als auf den Straßen umherzulaufen?

Mit wankenden Schritten und bebender Stimme nahete er sich dem eleganten Diener, der in der Thür des prächtigen Gasthauses stand, mit einer feinen weissen Schürze an der einen Seite aufgesteckt und mit seidenen Strümpfen. Kaum hatte dieser seinen Namen erfahren, als er rief: Ganz recht! mein Herr! Belieben Sie nur zu folgen. Mit diesen Worten griff er einen dreiarmigen silbernen Leuchter mit weissen Wachskerzen, der in der Flur stand, und lief voran, die breite Treppe hinauf, um Alberto den Weg zu zeigen. Der Kellner führte ihn in ein schönes Zimmer. Die Wände waren von rothem Damast mit Goldleisten eingefasst. Mitten unter dem Boden brannte eine sentimentale Lam-

pe; auf der Marmorplatte über dem Kamin standen zwei andere Lichter; und im Sopha, gerade dem Eingange gegenüber, lag sein Freund Xaver, so lang er war, in Stiefeln. Xaver hatte kaum Alberto gesehen, als er ihm seine Arme entgegenstreckte und ihm entgegeneilte. — Er hatte Alberto's Unglück gehört, aber hoffte ihn zu trösten, wenn er ihm sein Glück erzählte. Vergiß alle Kabalen, rief er, und laß das Theater zum Teufel gehen!

Jetzt brauchst du es nicht mehr, sagte er. Statt aber, daß dieses Heil Alberto erfreuen sollte, so ärgerte es ihn immer mehr. Glaubst du, sagte er, mit einer verächtlichen Miene, daß ich nur um's Essen und Trinken willen den Musen gehuldigt? — Du kannst ihnen ja zum Spaß auf eigene Hand huldigen, so viel du magst, antwortete Xaver. Fasse Muth! mein liebes Brüderchen. Siehe, da kommt eben das Abendessen. Der Wein steht schon dort auf dem Schenktische, und die Musikanten erwarten nur einen Wink, um die Tafelmusik gleich anzufan-

gen. Recht so! versetzte Alberto; die sollen es haben, die weder lesen noch schreiben können. Es ist in der Ordnung, daß ich Almosen von dir erhalte. Und jetzt fing er ein spöttisches Lied an, über die Dummheit, die immer zu Ehrenstellen gelangt. Xaver fand sich mit Geduld in Albertos edeln Zorn; er ging gelassen zu Tisch, und rächte sich nur an den Gerichten. Als Alberto sah, wie wenig sein Muth wirkte, setzte er sich Xavern gegenüber, und ließ, unerachtet seines Aergers, sich das Essen wohl schmecken. Er ertränkte seine Sorgen in der Lethe des Weins. Allein, die Spielleute mussten ihre Musik einstellen; denn Musik war ihm zuwider geworden, seit die Pfeifen im Parterre sich mit den Tönen des Orchesters mischten, und ihn in dem Takt störten.

Vorher hatte er blos Xaver verachtet; jetzt fing er an ihn zu hassen, und dachte nur daran, wie er ihm helfen sollte, sein Vermögen zu verschwenden. Allein, so einfach Xaver sonst in vielen Dingen war, so begriff er doch sehr

gut, daß es eine Tollheit sey, das Capital anzugreifen, wenn man gemächlich von den Renten leben kann. Er setzte mit dem alten Offizier seine Bekanntschaft fort, und dieser half ihm dazu, sein Vermögen an einem sichern Orte anzubringen. Die Renten theilte er treu mit seinem sogenannten Freunde, und richtete sich sonst nach ihm in allen Dingen, wie vorher. Als jener deßhalb vorschlug, Milano zu verlassen, hatte er nichts dawider; denn er konnte wohl begreifen, daß Alberto nicht gern länger zum Spott das Steinpflaster in Milano treten wollte.

Alberto, ein Universalgenie in eigener Einbildung, beschloß jetzt, sich auf die Mahlerkunst zu legen, und eilte nach der Blumenstadt Italiens, der Königin des Arno, um seine Blicke zu sättigen an den schönen Bildern der Kirchen und der Florentinischen Gallerie. Sie reisten dahin über Bologna. In den Appeninen musste Alberto erst verschiedene Todesgefahren ausstehen, theils aus Furcht vor Räubern, theils weil

Xaver, der jetzt mehr als vorhin zu verlieren hatte, endlich seine Reisepistolen geladen mit in den Wagen haben wollte. Bei jedem Stoße des Wagens fürchtete Alberto, daß sie von der Wagenthür ihm hinunter in die Zähe abknallen möchten. Endlich war die Gefahr überstanden, und an einem frühen Märzmorgen, sahen sie plötzlich die Kuppel des Doms drunten im schönen Thale hervorragen. Der klare Himmel, die warme Sonne, die blauen Gebirge, die schattigen Hügel, die Wintersaat auf dem Felde, die schön hervorkeimte, die dunkeln Cypressen, die rothen Blüthen an den Fruchtbäumen, welche noch ohne Blätter da standen; das grüne Laub vom vorigen Jahre, das noch nicht verwelkt war, — alles dieses gab dem Ganzen eben so viel Leben, obgleich der Lenz noch nicht gekommen war, als bei uns, wenn er schon lange blüht. Jetzt verschwand die Kuppel wieder, und ließ sich erst eine halbe Meile vor der Stadt wieder sehen, und ein Gewimmel von Gebäuden, mitten im breiten Thale, das vom

Silberdrathe des Arno in zwei ungleiche Hälften durchschnitten ward. Rund um die Stadt lagen im schönen Kreise die herrlichen Landhäuser und Lustschlösser, von welchen Ariost sagt, daß, wenn sie an einem Orte versammelt wären, würden sie ein doppeltes Rom ausmachen. Dieser herrliche Anblick ergetzte übrigens nicht Alberto sehr, denn seine feurige Seele erlaubte ihm nicht, Zuschauer von etwas Schönem zu seyn; er musste es selbst hervorbringen, wenn es ihn vergnügen sollte. Xaver hätte sich gewiß in seiner Unschuld sehr darüber ergetzt, wenn er es gesehen hätte; er war aber leider kurzsichtig. Also ging es ihnen, wie vielen Reisenden, die schöne Natur ging ihnen vorbei ohne Wirkung. Deswegen that es auch Alberto bei Weitem nicht so leid, wie er es seinem Gefährten einbilden wollte, als sie eben in der stillen Woche nach Florenz kamen, die Gallerie verschlossen fanden und die Kirchenbilder mit schwarzen Teppichen behangen. Wenn er auf dem Markte ging, um Cosimo di Medicis, oder Neptun von

Johannes Bologna zu sehen, oder Perseus von Cellini, oder David von Michael Angelo; — so war es nicht so wol um selbst das Schöne und Charakteristische an diesen Statuen zu schauen, als vielmehr auf Xaver zu schelten, wenn dieser es nicht sah. Stand Alberto allein vor einer dieser Statuen, so machte es ihm im Grunde Langeweile, wenn er sie einen Augenblick begafft hatte. War dagegen der Andere gegenwärtig und fielen seine Augen unglücklicherweise auf eine Fruchtverkäuferin oder einen Gassenbuben, die vorbeigingen, während Alberto entzückt in der Anschauung dastand — da ging's los! Gott, Xaver! heißt es dann; was du doch ein Thier bist! Allen Gefühls des Hohen beraubt! Du sprichst dein Zeitalter aus; das ist nur, was man von dir sagen kann. Du liebst das Seichte und hast gar keinen Sinn für das Bedeutungvolle, das sich in diesen Monumenten der Ewigkeit ausspricht. Fühlst du nicht, was diese Quos-ego-Miene sagen will? Wirst du nicht ganz von der ewigen

Sehnsucht ergriffen beim Anblick der Wasserstrahlen, die unablässig aus der jungen Najaden schwellenden Brüsten heraussprudeln? &c.

Man könnte sich vielleicht über diese metaphysische Sprache im Munde eines Italieners wundern, wenn man nicht wüsste, daß Alberto eben in diesen Tagen mit einigen jungen Ultramontaniern Bekanntschaft gemacht, bei welchen es Mode geworden, jedes naives Gefühl in einen oberflächlichen Begriff aufzulösen, und mit Keckheit etliche acht bis zehn philosophische Redensarten anzuwenden auf Alles, was vorfiel. Diesen Jargon fiel es Alberto nicht schwer nachzumachen, und kam ihm sehr erwünscht. Denn wenn er seine Trivialitäten so übersetzte, klang es immer nach etwas, und gab ihm ein eingebildetes Recht, sich über andere Leute zu erheben. Jetzt näherte sich der Tag, welcher den Schleier von allen den schönen Gemählden ziehen sollte, um den Mahler zu beglücken. Er und Xaver waren deswegen nach dem Dome gegangen. Es war der Sonnabend zwischen Char-

freitag und Ostern. — Gegen zwölf Uhr sammelte sich eine Menge Leute. Nicht blos die Kirche, auch ein Theil des Platzes draußen war von Menschen erfüllt. Da ward, in langsamer Prozession, eine große viereckige Maschine, von Gestalt beinahe wie ein Leichenwagen, aber mit bedeckten Seiten und kleinen Oeffnungen auf den Platz von vier weissen Rindern hingezogen. Vor der großen Kirchenthür hielt der Zug. An dieser Maschine ward eine schmale Schnur befestigt, die durch die Kirche grade nach dem Hochaltar ihre Richtung nahm. Auf dieser Schnur ward im Chor eine weisse papierne Taube befestigt. — Alles war noch stille Klage; keine Bilder, keine Musik; nur der eintönige Klang von der Messe! In stiller Erwartung stand der zahlreiche Haufen in der Kirche und auf dem Domplatze mit der Schnur über ihren Häuptern. Endlich schlug die Glocke Zwölf. Mit dem letzten Schlage war der Schmerz der stillen Woche verhallt. Die goldene Sonne brach durch ihre kohlenschwarze Wolke; der

knieende Priester richtete sich auf, erhob seine Fackel und zündete die raketgefüllte Taube an. Da flog sie als ein flammender heiliger Geist über die Häupter der Gemeinde, durch die Kirche, auf den Platz hinaus, zündete das Feuerwerk an, womit die Maschine gefüllt war; — und hundert jauchzende Schüsse und sausende Feuerräder, und steigende Strahlen bezeugten jetzt, daß Christus auferstanden sey, und daß die Schöpfung sich erfreuen solle. In diesem Augenblick flogen alle schwarze Vorhänge von den schönen Gemählden; die Orgel ertönte, die Instrumente klangen, die Sänger stimmten ihren Freudengesang an, und das ganze Volk warf sich auf die Knie mit aufgehobenen Händen und rief mit lauter Stimme: Er ist erstanden!

Der ehrliche Xaver weinte wie ein Kind. Alberto wusste nicht, was er zu diesem Aufzuge sagen, ob er sich dessen erfreuen oder darüber ärgern sollte. Er begann über den Gegenstand zu reflektiren, und fand endlich, daß es eine recht artige Verbindung des Sinnlichen und des

Idealen sey, welches die Indifferenz des Zeitlichen und des Ewigen ausspräche. Er wollte eben Xavers sentimentale Thränen lächerlich machen, als seine Augen auf einen Gegenstand fielen, dessen Schönheit so mächtig wirkte, daß sie selbst ihn ganz in seinen Concepten störte. Es war eine junge blühende Italienerin von ungefähr achtzehn Jahren, die ihm zur Seite kniete. Ihren Ebenholzhaare waren gescheitelt wie bei der Madonna. Das schwarze Kleid schloß dicht um die runden Schultern und die volle Brust. Die gedrechselten Hände und Arme, die sie in die Höhe erhob, wurden in dieser Stellung noch weisser, und von den schwarzen funkelnden Augen flossen brennende Thränen über ihre Rosenwangen. Wie sie in zurückgebogener Stellung da lag, hatte er zugleich Gelegenheit, ihren schlanken Leib recht zu bemerken, und den niedlichsten Fuß, welcher hinten aus dem schwarzen Gewande der Knieenden hervorragte.

In diese Schöne verliebte sich Alberto so plötzlich, daß er ganz Alles, was ihn umgab, vergaß.

Er verschlang sie mit den Blicken; er hielt den Athem zurück, um ihre Seufzer zu hören. — Hier ist sie — dachte er — meine Göttin, mein Ideal, meine ewige Idee. Nichs als der Tod soll mich von dieser Stunde an von dir trennen. — In diesen Betrachtungen bekam er einen so gewaltigen Druck von dem Haufen, der hinaus wollte, daß er genöthigt ward, dem Strome zu folgen. Er war ihm nicht möglich zu widerstehen. So sehr er auch den Kopf zurück drehete und wie Leander für Hero gegen die Wellen arbeitete, so half es doch alles nichts. Er ward von verschiedenen Ellenbogen emporgehoben und wie ein fränkischer König auf den Schultern zur Kirche hinausgetragen. Hier ward er ungeduldig und machte eine konvulsivische Bewegung, wodurch er die gute Stellung verlor und zweifelsohne zu Tode gedrückt worden wäre, wenn nicht Xaver ihm getreu gefolgt und ihm geholfen hätte, indem er mit seinen starken zusammengeschlungenen Armen ihm einen Weg machte. So kam er denn glücklich zum Markte

hinaus, aber mit niedergetretenen Schuhen, kothigen Strümpfen; seinen Huth hatte er im Gedränge verloren, und als er nach seiner Uhr sehen wollte, war sie weg.

Doch dieser Verlust schmerzte ihn eben nicht so sehr. Die Uhr hatte Xaver ihm geschenkt, und er konnte ihm wieder eine schenken; aber, wo war die Schöne geblieben? Es war ihm nicht möglich, sie zu entdecken, ungeachtet er bei der Thür stehen blieb und die ganze Gemeinde Revüe passiren ließ. Endlich fiel es ihm ein, daß er gar zu unordentlich aussähe. Er fühlte, daß es ihm Schande machen würde, wenn sie ihn in diesem Zustande treffen sollte. Er hoffte gewiß, sie morgen wieder in der Kirche zu finden. Bis dahin beschloß er geduldig zu seyn, und sich in seiner Phantasie mit ihrem Bilde zu beschäftigen.

Nächsten Tages vergaß er nicht in die Kirche zu gehen. Es dauerte indeß lange, ehe er sie entdeckte. Endlich hatte er dieses Glück, eben wie die Hoffnung ihn verlassen wollte. Heute

war sie nicht schwarz, aber in schöner lichtbraunner Seide gekleidet, die verrätherisch die herrlichen Formen einhüllte. Sie las mit Andacht im Paternoster; als dies vorbei war, hüllte sie sich wieder in ihren Schleier und ging fort. Alberto folgte ihr mit wankenden Schritten. An der Thür hielt ein Wagen, in welchem sie stieg. Hatte aber der Schleier ihn neidisch des entzückenden Gesichts beraubt, so ersetzte ihm der Zufall völlig diesen Verlust, als sie in den Wagen stieg, denn er bekam Schönheiten zu sehen, von denen er nicht geträumt, und welche die seidenen Strümpfe mehr ins Licht stellten, als verbargen. — Halte mich, Xaver! rief er; ich schwindle. Allein dieses Mal musste er sich selbst helfen; denn Xaver war zurück geblieben, um die herrliche Musik zu hören und um das feine Räucherwerk zu riechen, welches die Chorknaben hinter dem singenden Prälaten dreist im Takte schwangen.

Jetzt fing Alberto an, Sonette zu machen zu seiner Schönen Ehre, und vergaß darüber ganz das Mahlen. Aber, er sagte, wie wahr-

Wenn ich nicht sie mahlen kann, was kann ich denn mahlen? Ihr dagegen die Gefühle meines Herzens deuten, das kann ich! So ward er denn jetzt ein Poet. Wir wollen zur Probe eines der dreihundert Sonette abschreiben, die er bei dieser Gelegenheit verfertigte.

Seh' ich am Firmament der Sternen Heere,
Dann denk' ich: Ach, was ist der ganze Plunder?
Was ist die Welt? Ihr Busen ist doch runder
Als jede schön belebte Himmelssphäre.
O daß ich ewig dieser Feuer nähre!
Verliebtheit macht Gesundheit selbst gesunder
Und nagt sie auch die wunden Herzen wunder;
Gebührt Gott Amor doch die höchste Ehre.
Dein Blick hat mich erquickt im süßen Bade!
Und als ich sah die schöne volle Wade,
Da war ich fast zur Erde ganz gesunken.
O mache mich bald ganz, ganz liebestrunken!
Noch sah ich nur im fernen flücht'gen Bilde
Den Vorhof zu Elysiums Gefilde.

Bald hatte Alberto ausgefragt, wo seine Schöne wohnte. Jetzt klimperte er an der Guitarre und sang Sonette jede Nacht vor ihrem Fenster. Wie er sie in der Kirche traf, betrachtete er sie so lange, bis ihre Augen den seinigen

begegneten, und dann starb er ganz hin voll Glückseligkeit. Mitunter lächelte sie ihn freundlich an, und endlich hatte er das Glück, daß, wenn er musicirte, ein kleines Fenster über dem Thore geöffnet ward, und er vernahm ein so gewaltiges Klatschen, daß man es ihren seidenweichen zarten Händen kaum hätte zutrauen sollen. Das Sonderbarste war noch, daß er durch diese Verliebtheit wirklich viel von seiner Naseweisheit und Unverschämtheit einbüßte. Er ward furchtsam, und wagte sich nie ins Haus hinein, um zu fragen, wer sie sey? Sie war ihm ein übernatürliches Wesen, und es würde ihn in seiner Phantasie gestört haben, wenn er gewusst hätte, daß sie von einem gewissen Stande wäre, oder zu einer gewissen Familie gehöre. Allein — ob sie ihn auch liebte? das wollte, das musste er wissen. Zwar glaubte er die unverkennbarsten Beweise in ihrem Lächeln, in ihren Seufzern zu haben; in ihrem nachdrücklichsten Händeklatschen; aber er wollte es doch lieber aus ihrem eignen Munde hören. Und

es gab sich denn auch bald eine Gelegenheit, solches zu erfahren, obschon es Xavern wieder manchen blanken Thaler kostete. Alberto hatte nämlich bemerkt, daß die Schöne sehr gewissenhaft alle Woche einmal in der Kirche beichtete. Ihrem Beichtiger schenkte er jetzt eine nicht unbedeutende Summe, damit er ihm nur einige Augenblicke sein Amt überlasse. Es geschah gewöhnlich früh Morgens, wenn noch nicht viele Menschen da waren. Die braune Kutte verbarg den Beichtiger, der in einem hölzernen Stuhle saß, wo er weder sehen, noch gesehen werden konnte. Das Beichtkind setzte sich in einer ähnlichen Einrichtung ihm zur Seite. Nur ein kleines Loch in der Scheidewand war da, wodurch sie mit einander sprechen konnten, wenn sie wechselweise Ohr und Mund an die Oeffnung legten. Erst hatte Pater Benedikt wohl einige Bedenklichkeiten, allein die schönen Goldstücke entfernten jede Einwendung, und er hoffte nach seiner jovialischen Denkungsart bald Vergebung einer Sünde zu bekommen, deren ganzer Zweck

nur darauf hinaus ging, einem Liebhaber die Gewißheit zu verschaffen, ob er wieder geliebt ward.

Mit welcher Herzensangst legte jetzt Alberto sein Ohr ans Loch. Wie wuchs seine Unruhe, als er der Schönen klare Stimme vernahm. Sie hatte nur eine einzige Sünde sich in der letzten Zeit vorzuwerfen; was konnte das anders seyn, als ihre Liebe für ihn. Mit andächtiger Stimme ermunterte er sie zur Aufrichtigkeit, und jetzt hörte er sie sagen. Ach, ehrwürdiger Vater, es ist eines jungen Menschen wegen, der täglich hierher kommt, um mich zu sehen, weil er sich in mich verliebt hat. — Fürchte nichts, meine Tochter! rief Alberto, wie ein erhabner Orgelton, wenn der Organist zugleich den Tremulanten zittern läßt, Liebe ist eine heilige Leidenschaft. Gründet sich nicht unsere ganze Religion auf Liebe? Liebt euch, heißt es ja in der Schrift. Was sagt nicht der Evangelist Habekuck in dem Verse — du weißt wohl! — Sprich, meine Tochter. Schütte mir dein Herz

aus! Der junge Mensch liebt dich? — Wie weit es mit der Liebe her ist, war die Antwort, kann ich nicht sagen. Eine ordentliche Liebe mag es wohl schwerlich seyn, weil er ein außerordentlicher Narr ist. — Hiebei ward Alberto zu Muthe, als wenn sie ihn mit einem Eimer eiskaltes Wasser übergossen. Wie? rief er — du liebst ihn also nicht wieder? — Und hast du ihn nicht mit Seufzern und Lächeln ermuntert, du Gottlose? — Ach ja! das ist eben meine Sünde. Ich habe den armen Menschen zum Besten gehabt, und das ist ein Verbrechen im Gotteshause, das ich aufrichtig bereue und bekenne. — Und hast du es auch nicht außer der Kirche gethan, leichtfertige Magdalena? fragte Alberto. Ja wohl! doch da war die Sünde nicht sehr groß! — Ich kenne den jungen Menschen, er hat mir Alles erzählt. Hast du nicht mit Vergnügen seinen nächtlichen Gesängen dein Ohr geliehen? Hast du nicht in die Hände geklatscht, um ihn zu ermuntern? — Ach, das war mein thörichter Uebermuth, den

ich gern gestehe! Es freute mich, ihn in seiner nächtlichen Ruhe zu stören. Ich selbst schlief süß; es war unser Hausknecht, den ich dafür bezahlte, daß er im Thorfenster sitzen und klatschen sollte. — Daher schreibt sich der laute Beifall! sagte Alberto naiv. — Seine Hände sind durch Arbeit gehärtet, war die Antwort; ich zweifle nicht daran, daß der Aplaus nachdrücklich gewesen! — Und du konntest so mit den edelsten Gefühlen deinen Spaß treiben? — Hätte er nur ein Bischen Menschenverstand gehabt, so müsste er ja wissen, daß die Tochter vom Hause nicht im Thorzimmer schliefe, und daß man nicht mit weichen Händen, wie mit hölzernen Bretern schlägt. — Jetzt hatte Alberto genug. Er ließ sie ohne Absolution abgehen, und versicherte sie, sie würde zur Witzigung für diese Frevel im Fegfeuer ewig brennen. Er hielt sich mit genauer Noth in seiner Rolle. Die Schöne ging, und jetzt war seine Liebe ganz in Zorn und Erbitterung verwandelt.

Als die Zeit aber den Zorn einigermaßen

wieder abgekühlt, hätte die Liebe sich vielleicht wieder eingefunden, wenn nicht die Schöne — plötzlich verschwunden wäre. Um sich zu zerstreuen, machte er jetzt Bekanntschaft mit mehrern lustigen Gesellen. Sie riethen ihm, nicht die Dinge der Welt so genau zu nehmen; weil aber das Schicksal ihm vergönnt, gemächlich auf Xavers Kosten zu leben, so sollte er es thun, und sich anderwärts trösten. Jetzt ging es lustig! Jeden Mittag war eine kleine Mahlzeit bei Xaver, wozu die Gesellen eingeladen wurden. Ihre Freude und Heiterkeit machte ihm Vergnügen, und es war ihm angenehm, ihnen Gefälligkeit zu erzeigen.

In dieser Zeit ereignete sich etwas so Sonderbares, daß es vielleicht selbst dem geneigten Leser unwahrscheinlich scheinen wird; wir bitten ihn aber zu bedenken, daß Xaver zwar ein ehrlicher Kerl war, aber sonst sehr unerfahren und ungeübt in den Vorfällen der Welt. Jeder von den jungen Menschen hatte eine Geliebte; Alberto hatte auch eine solche gefunden. Diese

Schönen gaben ihnen immer Stoff genug zu ihren Gesprächen, wenn der Wein sie lustig gemacht, und Xaver musste dann immer die Demüthigung ertragen, daß er nichts zu erzählen hätte. Fuhren sie auf's Land, so hatte jeder seine Liebste mit, und nur er keine. Nun versprachen sie ihm oft eine solche zu verschaffen, aber Xaver war eigen; er wollte eine haben, die schön und ehrbar sey, und die ihn wirklich liebte. Dieses war nicht so leicht zu Stande zu bringen, besonders da er sehr blöde und zurückgezogen war. Es verfloß also lange Zeit, in welcher er beständig sich prellen lassen musste.

So geduldig wie er es nun auch anfangs ertrug; so unerträglich ward es ihm zuletzt, und er dachte mit Ernst daran, wie er mit Ehren aus dieser Lage sich herausziehen sollte. Wenn er jetzt ausging, sah er mehr zu den Fenstern als sonst; denn nicht einmal Alberto's schöne Unbekannte hatte er gewagt recht in Augenschein zu nehmen. Sah er auf ein Frauenzimmer, so musste sie ganz in andere Gedanken

versunken seyn, ohne ihn zu bemerken; sobald ihre Augen auf die seinigen fielen, gerieth er in Verwirrung, und er pflegte dann je eher je lieber die Flucht zu ergreifen. Hiezu kam, wie wir bemerkt haben, daß er kurzsichtig war, und nicht die Schönheit entdecken konnte, ohne sie grade in der Nähe zu begaffen, welches ihm die Blödigkeit verbot. Aber, in der letzten Zeit, wenn ihn die Freunde besuchten, fanden sie ihn oft gedankenvoll und zerstreut. Er achtete nicht auf ihre Possen; sein außerordentliches Lachen hatte um Vieles abgenommen; ja, sie hörten ihn wohl selbst mitunter seufzen. Jetzt musste Alberto sich alle Mühe geben, die Ursache zu erfahren; und es dauerte denn auch nicht lange, ehe Xaver eines Abends sein Herz dem Freunde folgendermaßen eröffnete: Keiner weiß, wo ihn der Schuh drückt, als der, der ihn auf dem Fuß hat. Ich habe mich oft gewundert, Alberto, wie du ein Weibsbild hast lieben können. Jetzt fang' ich aber an, die Möglichkeit zu begreifen; denn ich bin selbst nicht ganz ohne in der spä-

tern Zeit. Alberto war ganz Ohr, und Xaver versetzte: Ihr bildet euch ein, daß ich nie geliebt werden kann, aber es wäre wohl möglich, daß ihr die Rechnung ohne den Wirth gemacht hättet. Denn grade heraus gesagt, ich bin sterblich verliebt. — In wen denn, mein Bruder? — Ich kenne noch eben so wenig die Meine, wie du die Deine. Alles, was ich weiß, ist, daß es ein Weibsbild ist, voll Tugend und Ehrbarkeit, wenn sie auch den ganzen Tag vom Morgen bis Abend im Fenster sitzt. Das Einzige, was ich nicht leiden mag, ist, daß sie täglich ihren Kopfputz verändert, welches ihr allenfalls zur Eitelkeit ausgelegt werden könnte. Aber sie ist übrigens so stille, und so gedankenvoll, daß ich es nicht von ihr glauben kann. Die Andern laufen immer zu den Fenstern und wieder zurück, wie Narren, um sich über Leute aufzuhalten, die vorbeigehen. Sie schaut nie hinaus, sondern immer so schräge vor sich hin. Wahrscheinlich ist sie mit einer Handarbeit beschäftigt, und das gibt mir den Muth, sie zu

betrachten. Solche blaue Augen, so einen rothen Mund, solchen schönen gewölbten Busen hast du noch nie gesehen. — Ist sie denn schöner, als meine Kirchengängerinn? fragte Alberto. — Das kann ich dir nicht gewiß sagen, war die Antwort, denn sie habe ich nie recht untersucht. Aber diese habe ich gesehen, sehe sie täglich. Ihre Züge haben sich tief in mein Herz hineingeprägt, und wenn sie eben so schön ist an Geist als an Körper, so bin ich fest entschlossen, sie bald möglichst zu heirathen, wenn sie selbst nichts dagegen hat.

Alberto machte nun mehrere Fragen, und brachte heraus, daß die Schöne bei einer Modehändlerin in der Nachbarstraße wohne. Er tröstete Xaver damit, daß solche Personen selten grausam seyn; aber Liebe, die immer zweifelt, überwältigte Xaver so, daß er nicht eher ruhen wollte, als bis er das Geständniß von ihren eigenen Lippen hören würde. Nächsten Vormittag gingen sie also Beide am Hause vorbei. Alberto sah sehr aufmerksam nach den Fenstern, entdeckte aber weiter nichts,

als einen hübschen Haubenblock mit roth- und weiß-lakirtem Pappgesichte, welcher mit einer neuen Dormeuse da stand, um Käufer zu locken.

Alberto kehrte sich gegen Xaver, und wollte eben beklagen, daß sie vergeblich den Weg gemacht, als er diesen einen Seufzer tief aus der Brust heraus holen hörte, mit den Worten: Da hat sie wieder eine neue Mütze auf! Immer wechselt sie die Coeffure! Immer sitzt sie am Fenster. Es freuet mich wohl gewissermaßen, weil ich immer Gelegenheit habe, sie zu sehen; aber das ist doch ein wenig gar zu eitel. — Alberto sperrte die Augen noch einmal so weit auf, als sie ihm von Natur im Kopfe standen, sah Xaver starr an und rief: War sie es, die da im Feuster saß, mein Bruder? Hast du dich in die verliebt? — Verdient sie es nicht? fragte der Andere. — Ja, antwortete der Schalk Alberto, der jetzt in demselben Augenblicke seinen Plan entworfen hatte, — ich glaube nicht, daß seit den Zeiten der schönen Helene ein herrlicheres Brustbild je in einem Kaufladen gestanden.

Sie hat gelbere Haare, als gesponnener Flachs, und die griechische Linie vor der Stirn, die Nase entlang, konnte kein Tischler grader hobeln. — Ich will nicht deine Schöne heruntersetzen, sagte Xaver; denn wenn ich nicht irre, so hat sie schwarze Haare. — Was ist Schwarz gegen Gelb? versetzte Alberto — dasselbe, wie Finsterniß gegen Licht. Unsere Damen mit den nußbraunen Augen können hingehen, und sich an dem ersten besten Nußbaume aufhenken, wenn sie wollen. Hier ist der lichte Himmel. Schöner könnte er nicht seyn, und wäre er vom blauesten Glase geschliffen; und gegen ihren Mund wird selbst der beste Zinnober, der rotheste Scharlach nur Ocker und Braungelb. — Jede kann gut für sich seyn, sagte Xaver. Ich merke wohl, daß du mich zum Besten haben willst, weil meine Schönheit blau ist, und deine brunett. Aber wenn wir uns auch über die Augen und die Haare hinaussetzen, was sagst du mir denn von ihrem Geschmack? ihrem sittlichen Wesen? — Was ihren Geschmack betrifft, versetzte Alberto,

so würdest du gewiß nicht wieder eine solche Frau finden, die dir den Kopfputz so zu zeigen versteht, ohne dich zu beleidigen. Ihre Ehrbarkeit und Milde zeigt einen guten Charakter an, und wenn sie eben so fleißig ist, als gesetzt, so wird sie deine fünftausend Carolinen mit eben so vielen Nullen vermehren. — Vermehren, oder nicht vermehren, antwortete Xaver, so siehst du doch, daß ich eben so verliebt werden kann, wie du; und daß ich mir etwas Hübsches aufsuchen kann. Nun weißt du, wie es mit mir steht, und ich rechne auf deinen Beistand bei dieser Angelegenheit. — Du sollst einen treuen Achat in mir finden, sagte Alberto. Mit diesen Worten gingen sie nach Hause; Xaver voll verliebten Betrachtungen; Alberto voll Eulenspiegeleien, wie er diesen Umstand nutzen sollte, um seinen Freund lächerlich zu machen.

Er entdeckte gleich den Kameraden Xavers Liebe; und der Gegenstand seiner Leidenschaft setzte sie Alle ins größte Erstaunen. Wie, riefen sie Alle mit einander, Xaver hat sich in

einen Haubenblock verliebt? Nun gingen acht Tage hin mit lauter Neckereien am Tische. So hatte einmal ein lustiger Kopf folgendes Sonett verfertigt, welches er vorlas:

Wer sollt' es glauben? Ist's nicht ungeheuer?
Der weisse Bär — er schwamm nach Süd von Norden,
Zum Pavian ist er verwandelt worden,
Und labt sich in der Liebe Frühlings-Feuer!
Der Schalk, der Amor, dachte seiner Steuer!
Er trennt sich von den Samojeden-Horden,
Er tritt als Ehmann in den ew'gen Orden,
Und kauft es mit der Freiheit. Das ist theuer!
Und wär' es um die Freiheit nur geschehen;
Doch solches hat man öfter wohl gesehen.
Wer weiß was Zeus bestimmt, der Götterkönig?
Ein Bär, ein Pavian — das ist noch wenig,
Doch bald wird ihm — wenn wir es gar nicht denken,
Jupiter Ammon seine Hörner schenken.

Kaum war dieses Sonett zu Ende, als ein anderer guter Freund eine Rolle Papier aus dem Busen hervorzog, und Folgendes deklamirte:

Du kalte Jungfrau! rührt dich keine Thräne?
Liebäugelst mir, um Männer schlau zu fangen,
Mit Weiß lakirt, und mit Zinnober-Wangen
Und tödtest nur zur Lust, wie die Hyäne?

Ha, schlimmer Sphinx, zeig' ihm nicht deine Zähne!
Das Räthsel ist ihm endlich aufgegangen.
Der Tapfre zürnt, die Rache kennt kein Bangen;
Der kühne Löwe schüttelt seine Mähne.
Bald merkt er wohl, daß du dem schönen Weibe
Nur ähnelst, Schlaue, mit dem hellen Leibe.
Der untre Theil taugt nichts, ist nur Gerippe!
Er stürzt, wie Oedipus, dich von der Klippe,
Ich meine, von dem Ladenfenster, Stolze,
Weil du ein Herz im Busen trägst von Holze!

Diese Sonette, die nicht viel anders waren, als die, welche Alberto in vollem Ernste seiner Geliebten zu Ehren verfertigt hatte, wurden mit lautem Gelächter dem ehrlichen Xaver vorgelesen, welcher es alles für gute Münze nahm, und ihm ein Spiel des Witzes zu seyn schien, das am rechten Orte angebracht war.

Jetzt fing Alberto an, im Bunde der Uebrigen, seinen Plan durchzuführen. Xavers eifriger Wunsch war, seine Geliebte einmal allein zu treffen, um ihr seine Liebe zu gestehen. Alberto nahm es auf sich, diese Sache in Richtigkeit zu bringen. Er ging zu der Modehänd-

lerin, und als er ihr etwas für ihre Gefälligkeit versprochen, kam er leicht in Besitz des angebeteten Pappkopfes. Diesem ward ein vollständiger Körper und ein geschmackvolles Kleid zugetheilt. Jetzt brachte Alberto Xavern einen Brief, und wie groß war seine Freude, als er darin eine Einladung fand, er möchte sich nächsten Abend zum Garten am Hinterhause bemühen, da würde sie ihn an der Plake freundlichst erwarten.

Xaver eilte dahin zu bestimmter Zeit, und fand die Schöne in geschmackvollem Negligee oben an der Planke, so wie man Marionettpuppen hinter einem Schirmbrete sieht, nur bis zum Nabel sichtbar. Auf diese Art konnte Alberto, der auf der inwendigen Seite mit seinen Gesellen stand, sie leicht bewegen, und sie auf alle Fragen Xavers antworten lassen.

So gestanden sie denn einander ihre Liebe unter Gottes freiem Himmel beim Scheine des Siebengestirns; und die Schöne — die sich mit einem griechischen Accent Helena nannte (es

klang aber wie Höllenah) — gestand Xavern, daß sie von ihrer Stiefmutter sehr streng gehalten werde, sehr eingezogen lebe, und sich doch immer, wider ihren Willen, putzen müsse. Sie wünsche nichts sehnlicher, als sich aus dieser Sklaverei zu befreien; sie habe gehört, Xaver sey ein guter ehrlicher Mensch, und sey bereit, sie zu heirathen. Doch dieses könnte nur durch eine Entführung geschehen. Sie wollte mehr sagen, aber jetzt hörte sie Jemand kommen, und musste wegeilen. Sie versprach ihm, möglichst bald genaue Kunde zu geben.

Diese Kunde ward ihm nun wieder durch Alberto gebracht, und so ward es ausgemacht, daß die Entführung binnen einiger Tage nach Fiesole vor sich gehen sollte, die alte Stadt auf dem Berge nahe bei Florenz, wo sie sich heimlich trauen lassen könnten. Alberto besorgte Alles. Der Wagen kam herbeirollt. Die Schöne saß schon wohl eingepackt darin. Xaver stieg hinein; Alberto drückte ihn noch einmal an seine Brust, riß sich mit Thränen los, und

befahl dem Kutscher, nur immer zuzufahren. Xaver wagte es kaum zu sprechen. Endlich öffnete er seine Lippen mit einer furchtsamen Frage, aber bekam keine Antwort. — Schläft sie vielleicht? dachte er. Sollte dieser gewaltige Schritt sie betrüben? Ich darf nicht in sie dringen. Ohne Zweifel ist sie blöde, weil sie im frühen dunkeln Morgen mit mir allein in der Kutsche sitzt. Die Morgenröthe wird uns Beiden wieder Muth geben; und heute Abend ist sie die Meine. Auf diese Art fand er sich in Alles. Er setzte sich, nachdem er noch ein Paar unnütze Fragen gemacht hatte, der Schönen schräg gegenüber, und so blieben sie Beide schweigend sitzen, bis die Sonne aufging und ihm — statt der eingebildeten Schönen, ein starrendes Puppengesicht zeigte, am ausgestopften Strumpfe nachlässig fest genäht.

Wie ein Bär, der lange nach dem Honig greift, den man ihm neckend außer dem Eisengitter reicht, und sich ruhig über die Tatzen schlagen läßt, ohne die Geduld zu verlieren —

wie er dann, wenn er endlich merkt, daß man ihn zum Besten hielt — sein gutmüthiges Brummen in Heulen verwandelt, sein freundliches Grinzen in schäumendes Zähnezeigen, und die sehnenstarken Tatzen in das zitternde Gitter schlägt — also Xaver! Das Erste, was er zu thun hatte, war, das corpus delicti, die unglückselige Dame, an der Brust zu greifen, um sie aus dem Wagenfenster hinaus zu werfen. Und seit Jupiter Vulkan vom Olymp herabgeschleudert, ist kein zweibeiniges, federloses Thier mit solcher Behendigkeit durch die Luft geflogen. Drauf sprang er aus dem Wagen, um den Kutscher zu ermorden, was ihm ganz gewiß auch gelungen wäre, wenn nicht dieser hurtig sich in Vertheidigungstand gesetzt und seine Peitsche gebraucht hätte, mit welcher er Xavern ganz philosophisch ins Gesicht schlug, während er ihm seine Unschuld aus einander setzte.

Xaver war ein gutmüthiger Mensch und, wie alle Einfältige von starken Leibeskräften, schwer zu erzürnen, aber dann ward er auch

rasend. Nachdem er verschiedene mißlungene Versuche gemacht hatte, den Kutscher auf seiner Schanze zu bestürmen, jedesmal sich aber mit bedeutendem Verluste zurück ziehen musste, ließ er ihn endlich in Ruhe mit den Worten: Fahre zur Hölle, Spitzbube! — Dieses ließ der Kutscher sich nicht zum Zweitenmale sagen. Die Peitsche, die eben so stark gegen Xavers Augen manövrirt hatte, wandte sich jetzt gegen die Pferde, und in wenigen Augenblicken war die ganze Equipage verschwunden.

Xaver stand blaß und sah mit starrenden Augen zur Erde. Nichts, als Albertos Blut, schien ihn versöhnen zu können. Er zog das große Messer heraus, womit er beständig ging; untersuchte seine Schärfe, und stellte sich mit wollüstiger Freude vor, wie herrlich die Blutstropfen vom Messer herabfließen würden, wenn es tief in Albertos Herzen stecke. Ohne zu wissen, wo er war, oder was er that, lief er so den Berg hinauf, zwischen den alten Gartenmauern, welche im Mittelalter von den Rui-

nen der alten Stadt gebaut worden, nachdem die Florentiner aus Neid die Nachbarstadt verwüstet. — So kam er endlich zum Berge hinauf.

Unbekannt und unschlüssig ging er nach der großen kühlen Domkirche, eben wie die schöne Giulia dasselbe thun wollte. Diese Schöne bewohnte ein Haus in der Nähe, und einer der vielen Gärten am Hügel gehörte ihr. Eben wie sie aus der Gartenthüre trat, begegnete sie Xaver, der erhitzt von der Sonne, von seinem Zorn und dem hurtigen Hinaufsteigen sich vom unleidlichsten Durste geplagt fühlte. Ohne sie recht zu betrachten, grüßte er, halb mürrisch, halb freundlich, und bat sie darauf mit einer Miene, wunderlich von Gutmüthigkeit und Aerger zusammengesetzt, um einige Früchte aus ihrem Garten, damit er seinen Durst lösche. Sie lud ihn in den Garten hinein. Die alte Catharina musste einen Korb mit Früchten in die Laube bringen, und jetzt hatte Giulia ihre ganze Ueberredungkunst nöthig, um Xaver davon abzuhalten, daß er nicht zu viele Stücke von der

saftigen Melone äße. Sein Wesen kam ihr so wunderlich vor, daß ihre Neugier erweckt wurde, sein Schicksal zu erfahren, und es kostete ihr auch nicht viel, ihn dazu zu bewegen, ihr sein Geheimniß zu entdecken, weil sein Herz selbst sehr sich sehnte, eine Erleichterung durch solche Mittheilung zu erhalten.

Madonna! sagte er, ich glaube nicht, daß es seit Methusalems Zeiten einen Menschen gegeben hat, der solche Schmach, wie ich, erlitten. Aber ich will mich auch rächen. Ja, du Niederträchtiger! du Verdammter! Ich will mich rächen! — Hier zog er wieder das große Messer heraus und ließ es blinken.

Man kann sich's denken, wie es Giulia zu Muthe bei diesem Anblicke seyn musste; doch sie war von festem, kräftigem Charakter. Der arme Xaver dauerte sie. Er sah so ehrlich und treuherzig aus, daß sie gewiß vermuthete, man müsse ihm großen Verdruß gemacht haben, und daß sie beschloß, weil doch das Schicksal ihn in ihre Nähe gebracht, Alles zu thun, was in

ihrer Gewalt stand, um ein Unglück abzuwenden. Ohne also mit trockenen Vermahnungen zu kommen, die immer mehr aufbringen, weil man merkt, daß sie von unsympathetischem Herzen kommen, gab sie ihm vollkommen Recht darin, daß Rache süß sey, und daß es Beleidigungen gäbe, die nur mit Blut ausgelöscht werden können. Aber, versetzte sie, womit hat man Euch denn so erzürnt, mein Herr?

So muß ich denn erst erzählen, fuhr Xaver fort, daß ich der dümmste Mensch in ganz Etrurien bin, und daß eine meiner größten Viehischheiten darin besteht, daß ich von Kindesbeinen an einen Narren, einen Taugenichts, einen seichten Pflastertreter, einen eigennützigen kalten Schlingel geliebt und geschätzt habe. Dieser Vagabond überredete mich dazu, meine Werkstatt zu verlassen, wo ich, als ein fleissiger Handwerker mein tägliches Brod verdiente, um ihm nach Milano zu folgen und ihn auf'm Theater auszischen zu sehen. Und obschon das Schicksal es so fügte, daß ich mittlerzeit 20000 Skudi

oben im Spielhause gewann, ohne das Spiel zu verstehen, und ohne je vorher oder nachher gespielt zu haben, so half es doch Alles nichts, daß ich die Renten mit ihm theilte, ja ihm die größere Hälfte gab. Ich glaube sogar, daß er einen Haß auf mich geworfen und mich beneidet, weil ich glücklicher war, als er. Ich habe lange seine und seiner Consorten Sticheleien und Redensarten geduldet, in der Meinung, daß es nur freundschaftlicher Spaß sey; aber diesen letzten Streich vergesse ich ihm nie wieder. Nein, Alberto! schändlicher, niedriger Freund, das vergess' ich dir nicht, bis ich dir den Herzensstoß gegeben habe! — Hier kam der Dolch wieder zum Vorscheine, und Giulia brauchte ihre ganze Besonnenheit, um nicht den Muth zu verlieren. — Aber, was ist denn geschehen? fragte sie.

Zuvor war Xaver nur in seine Leidenschaft vertieft. Die Rachbegierde und der Zorn hatten seine gewöhnliche Blödigkeit verdrängt; er

hatte gar nicht bemerkt, mit wem er spräche, und Giulia nur als ein Mittel betrachtet, wodurch er seinen Zorn ausladen könnte. Jetzt, wie er seine Liebesgeschichte erzählen sollte, ward er erst aufmerksam. Giulias Schönheit stand klar vor ihm, und alles dieses zusammengenommen machte, daß er über und über erröthete und sich erst lange sammeln musste, ehe er die Rede wieder in das Gleis bringen konnte. Diese Verwirrung gab ihm etwas eigenes Annehmliches. Die Hitze und der Zorn hatten sein offenes, wohlgebildetes Gesicht mehr als gewöhnlich belebt. Die ehrlichen, großen, braunen Augen funkelten mit ungewöhnlichem Feuer, und die Schüchternheit gab ihm eine Milde, die wunderlich zu seinem kräftigen Körperbau abstach und ihn als einen wahren Naturmenschen zeigte.

Ich habe es wohl verdient, sagte er endlich mit gedämpfter Stimme. Denn wie konnte ich ein solcher Geck seyn? Aber ich muß zu meiner Entschuldigung sagen, daß ich äußerst

blöde gegen Frauenzimmer bin, und ohnedem bin ich etwas kurzsichtig. Bis jetzt wusste ich nichts von Liebe zu sagen, und durch die Verschlagenheit Albertos und seiner Kameraden ist es ihnen endlich gelungen, mich hinter's Licht zu führen und mich zu beschimpfen. — Nun erzählte er ihr aufrichtig die ganze Geschichte. Die Naivetät, womit er es that, nahm Giulia für ihn ein. Ein Mädchen vergibt einem Manne gern, daß er in Liebessachen noch unerfahren ist. Und wenn auch das ganze Abenteuer eine wunderliche Distraction von Seiten Xavers bewies, so bewies es doch weder Dummheit noch Gefühllosigkeit. Es war vielmehr eine Art von gekünstelter Eitelkeit, um den Sticheleien der Andern zu entgehen, welche ihn zu dieser Parforce-Liebe gebracht; und Xaver zeigte sich doch in Allem, was er sagte, als ein Mensch, der gesunden Sinn und Gefühl besaß. Hierzu kam nun eine außerordentliche, heitere Gutherzigkeit, tausendmal mehr werth, als die kalte Klugheit der kleinen egoistischen Seelen, die sich

über die heilige Einfalt eines unverdorbenen Herzens erhoben glauben.

Als Xaver seine Erzählung vollendet hatte, lächelte Giulia und sagte: Ihr sollt Euch diese Sache nicht so nahe zu Herzen nehmen. Der kluge Alberto hat Euch ja nichts vorzuwerfen. Lockte er auch Eure Kurzsichtigkeit dazu, eine papierne Puppe wegzuführen, so ist er selbst in ein lebendiges Mädchen verliebt gewesen, die wahrlich ihn nicht undeutlich hat fühlen lassen, wie tief sie ihn verachtete.

Xaver machte große Augen, denn diese ganze Episode, von Albertos Schöne, hatte er in seinem Eifer zu erzählen vergessen. Wie wisst Ihr das, Madonna? sagte er. — Von wem habt Ihr das gehört? — Kennt Ihr mich denn gar nicht wieder? fragte lachend die schöne Giulia. Nein, man merkt doch gar zu deutlich, daß Ihr gar kein Auge für Frauenzimmer habt, weder für wirkliche noch nachgemachte. — Sollte es möglich seyn? rief Xaver. — Ihr selbst seyd diese Schöne, Madonna? — Ich und keine An-

dere, antwortete sie — Und wie kommt Ihr denn hieher? — Ich habe hier mein kleines Eigenthum. Damals war ich zum Besuch in der Stadt bei meiner Muhme. — Und wo sind denn Eure Eltern? — Sie ruhen schon seit vielen Jahren im Grabe, antwortete Giulia, mit einem Seufzer. — Ich habe auch weder Vater noch Mutter, sagte Xaver mit nassen Augen. — Wohnt Ihr denn hier allein? — Ich bewohne dieses Landhaus und diesen Garten mit meiner alten Catharina. Mitunter fahre ich nach der Stadt zu meiner Muhme, die meiste Zeit bringe ich hier zu, und finde mich so froh, wie ein Vogel, in meiner Einsamkeit. Xaver betrachtete sie mit dem ersten dreisten Blick. Seine 20000 Scudi gaben ihm Muth. Hört, Madonna! sagte er, wollt Ihr nie heirathen? — Das war eine Gewissensfrage, sagte sie lächelnd. — Jetzt ward er ein gemahltes Wappen gewahr über der Thür. Was ist das für ein Wappen? fragte er bekümmert. — Das ist unser Familien-Wappen, antwortete Giulia. — Ach, hängt

es so zusammen! sagte Xaver niedergeschlagen. Aber ich sehe ein Tischlerschild drunter, was bedeutet das? Wohnt hier auch ein Tischler? — Das war meines Vaters Handwerk, versetzte sie. — Wie, ein Edelmann Tischler? — Seine Voreltern haben in Kriegszeiten dieses Wappen erworben. Die Umstände haben ihren Nachkommen ihr Vermögen geraubt. Mit seinen fleissigen Händen hat er die Ehre seiner Familie emporgehalten, indem er sich eine ehrliche Unabhängigkeit sicherte; er ist im Stande gewesen, seine Tochter zu erziehen, und ihr ein kleines Vermögen zu hinterlassen. — O Madonna, rief Xaver froh — ich bin auch ein Tischler gewesen, aber jetzt bin ich reich, und könnte mir ein Diplom kaufen, wenn es seyn sollte. — So geht's in der Welt, lächelte Giulia, die Wellen der Zeiten steigen und sinken wechselnd nach dem Winde. — Allein mitunter sammeln sich die verschiednen Fluthen zu einem schönen See mit Blumen an den Ufern! — Ei, ei, rief Giulia, seyd Ihr auch Dichter? — Wenn es wahr ist,

daß man Dichter wird, wenn man liebt, sagte Xaver, so begreif' ich, wie es zugegangen ist. Hier wollte Giulia abbrechen, aber er hielt sie zurück. Nun bin ich einmal vorlaut geworden, sagte er; geschieht es jetzt nicht, geschieht es nimmermehr. Ihr seyd schön, das sagt mir Euer Gesicht. Ihr seyd gut, das sagt mir Eure Schönheit; selbst habt Ihr mir gesagt, daß Ihr eine vater- und mutterlose Waise seyd. Ein seltsamer Zufall hat uns vereinigt. Schmied' ich nicht, während das Eisen warm ist, so ist Alles verloren! Ich kam heraus, um mich trauen zu lassen; es beruhet auf Euch, ob ich unverrichteter Sache nach Hause kehren und dem abscheulichen Alberto zum Gelächter werden, oder ob ich über ihn triumphiren soll, und den Garaus mit ihm machen, nicht durch einen Dolch, sondern durch Eure Gegenwart.

So drang er mit seiner gutherzigen Aufrichtigkeit so lange in sie, bis sie ihm wirklich ihr Jawort gab. Diese hurtige Einwilligung fiel ihm weiter nicht auf; damit es dem Leser nicht

auffalle, müssen wir anmerken, daß Giulia in der Zeit, wo sie sich von Albertos Verhältnissen unterrichten ließ, auch Alles von Xaver und seinem ehrlichen Charakter erfahren hatte. Die arme Giulia hatte ein Jahr vorher einen großen Verlust gehabt. Ihr Bräutigam, ein tapferer Soldat, war im Kriege für's Vaterland gefallen. Wie Schillers Tekla hatte sie manchen Abend bei ihrer Guitarre gesungen:

Du Himmlische nehme dein Kind zurück!
Ich habe genossen das irdische Glück!
Ich habe gelebt und geliebt!

Allein Giulias Charakter war heiterer und ruhiger wie Teklas. Der schöne italienische Himmel, der friedliche Aufenthalt ermunterten ihre Seele noch ferner. Sie hatte Muth gefaßt, und beschloß zu leben. Aber sie bedurfte eines ehrlichen Freundes, der ihr eine Stütze im Leben seyn konnte; der selbst nicht zu viel verlangte, und der sich glücklich in ihrem Besitz fühlte, ohne eben ihre Liebe zu besitzen, und wer konnte

das besser seyn, als der gutherzige, starke, wohlhabende Xaver?

Sie reichte ihm also ihre Hand, und obschon es ihm wohl nie gelang, ihre eigentliche Liebe zu gewinnen, gewann er doch bald ihr Herz, und machte sie glücklich.

Mit welchem Triumphe Xaver seine Geliebte zurück nach Florenz brachte, kann man leicht denken. Alle die guten Freunde waren am Stadtthore versammelt, um ihn zu empfangen. Alberto öffnete selbst den Schlag des Wagens, stieg auf und rief: Nun, Xaver! Mein Freund und Spießgeselle im Leben und Tode, wie gehts? Hast du deine schöne Braut mit dir zurückgebracht? — Ja, antwortete Xaver ruhig, indem er auf Giulia zeigte — da sitzt sie! — Alberto verzog Nase und Ohren. — Wie, rief er, was sehe ich? — Einen sinnreichen Zug des launenhaften Glücks, Meister Alberto! lächelte Giulia. Mitunter spielt man unten Komödie und wird ausgezischt, während oben eine ehrliche Seele 20000 Skudi gewinnt. Mitunter glaubt man

ihn mit einem hölzernen Block zu verheirathen, und der Block verwandelt sich in ein Mädchen, das unserer hohen Person selbst den Korb gegeben. — Xaver ist Euch vielen Dank schuldig. Daß Ihr Nutzen zogt von seiner Person, auf seine Rechnung lebtet und ihn doch entehren wolltet; — was schadet das? — Euch allein verdankt er sein Vermögen und seine Braut. —

Was Alberto hiezu antwortete, verschweigt die Geschichte. Vermuthlich hat er wieder beschlossen sich zu ersäufen, und hat es wieder ausgesetzt, wie das vorige Mal. Aber wir zweifeln sehr daran, daß die verständige Giulia dem gutherzigen Xaver erlaubt hat, ihn zu begnadigen, und ihn wieder in die alten Rechte einzusetzen.

Die Mönchbrüder.

Im Maria-Novella-Kloster zu Florenz lebten zwei Brüder, Martin und Johannes. Sie hatten frühe ihre Eltern verloren. Martin, sechs Jahre älter als der Andere, verband stillen Sinn mit einem schwächlichen Körper, und nahm mit Freuden zu einem ruhigen Kloster, in einer freundlichen Gegend, seine Zuflucht. Es ward ihm leicht, seinen jüngern Bruder, der gewohnt war, ihm in Allem zu folgen, mit sich zu erhalten. Johannes war ein hübscher junger Mensch, von starker Einbildungkraft und einem gefühlvollen Herzen. In seiner Eltern engem, dürftigem Hause hatte er nur wenig Befriedigung für seine Wünsche und Verlangen gefunden; dagegen hatte er täglich Gelegenheit gehabt, sie zu nähren. Ihr Vater war einer der schwermüthigen stillen Menschen, die ohne

stark sich äußernde Bewegungen, tiefe Leidenschaften in ihrer Brust verschließen. Sein Handwerk, welches den Körper stärkte, ohne die Gedanken und Einbildung zu befangen, nährte diesen angebornen Hang zur Schwärmerei. Wenn er bis spät in die Nacht mit seinen Söhnen beim Leisten saß, erzählte er ihnen Abenteuer und Heiligenlegenden; und es hatte wirklich etwas Erschütterndes, diese von dem ernsten, bleichen, schwärzlichen Manne, mit den buschigen Augen und hagerm Gesichte zu hören, welches Alles das Kerzchen hinter der Glaskugel in ein abstechendes Licht zum finstern Hintergrund setzte. Martin saß da bei solchen Gelegenheiten und sah mit feuchten Augen andächtig zum Boden. Johann starrte hin zum düstern Fenster, an das von außen die nassen Winterzweige schlugen, und brannte vor Begierde nach heiligen Abenteuern. Sein Vater sagte dann oft zu ihm: Du bildest dir ein, eifriger als dein Bruder zu seyn; aber stille Wasser haben tiefen Grund; du bist zu sehr von dieser Welt, mein

Sohn! und solltest du Gott dienen, da müsste es seyn wie der heilige Christoph, mit Arbeit und Körperkräften; zu einem Mönch taugst du nicht. — Hätte doch Johann des Vaters Wort beachtet; das würde ihm manch Herzeleid erspart haben.

In den ersten Monaten seines Mönchlebens kam es ihm vor, als finde man keinen bessern Stand auf Erden. Und war das ein Wunder? Er hatte ein beschränktes Stübchen mit einer Kirche voll von Mahlereien, Architectur und Musik vertauscht, und die mäßige Schuhmacherkost mit einer wohlbesetzten Tafel in dem kühlen Refectorium. Dazu kam, daß die frommen Brüder dieses Klosters ihre müßigen Stunden dazu anwandten, allerhand starke, wohlriechende Wasser zu bereiten. Wie vergnügte es Johannes, mit Kolben und Retorten umzugehen, das Feuer anzublasen, auf den Wärmegrad zu achten, und den lebendigen Spiritus als Dampf aufsteigen und als Tropfen in das durchsichtige Gefäß herabfallen zu sehen. Mit größtem

Fleiße reinigte er die wunderlich geformten Gläser, das wohlverzinnte, rothblinkende Kupfer, und fand Vergnügen daran, nach beendeter Arbeit Alles in größter Ordnung im Laboratorium aufzustellen. So hatte er auch das Geschäft erhalten, den Verkauf in der Apotheke zu besorgen. Hier blinkten Flaschen mit aufgeklebter Ueberschrift, in glattgebohnten Glasschränken. An die Apotheke stieß ein kleiner Garten voll saftgrüner Gewürzkräuter, Krausemünze, Rosmarin, Ambra u. s. w. Den Geruch der Blumen lieben die Italiener nicht so sehr, weil ihr Duft im heißen Klima zu stark und betäubend ist. Auch gab das bescheidene dunkelgrüne Kräuterbeet, ohne brennend gefärbte Blätter, dem kleinen Garten etwas Frommdüsteres, das zu dem Orte zu gehören schien.

Aber nicht lange nachher ward das, was vorher Johannes vergnügt hatte, ihm langweilig und einförmig. Zuletzt kam es ihm vor, als sey er in ein Grab eingeschlossen. Seine Jugend und Lebenskraft forderten Abwechselung,

und wo sollte er die in einem so engen Kreise finden? Wenn er dann junge Leute nach eignem Gefallen von und zur Kirche gehen sah, beneidete er ihnen ihre Freiheit, und fühlte sich wie der Vogel im Käficht. — Ach, sagte er da oft zu sich selbst, wie hast du ein so übereiltes Gelübde thun können?

Um sich die Grillen zu vertreiben, gab er sich dazu her, mit einem alten Mönch die Vulgata zu lesen, und es währte nicht lange, bis er mit Leichtigkeit die lateinische Bibel verstand. Er hatte vorher nur wenig vom alten Testamente gekannt, und darin öffnete sich ihm gleichsam eine neue Welt. Die lebendige, wahre Natur, die sich in diesen heiligen Sagen der Vorzeit offenbarte, hatte er nicht in seinen Heiligenlegenden gefunden, wo die Natur oft zurück tritt als bloße Ziffer für mystische Gefühle, und wo die Unbekanntschaft der Verfasser mit der Welt sie so oft in ein ungereimtes Verhältniß zu den geistlichen Vorstellungen bringt. Hier trug dagegen Alles das Gepräge von Leben und Wahr-

heit. Die schöne patriarchalische Welt öffnete gleichsam die Mauern des Klosters für ihn, und erweiterte den düstern kleinen Garten zu einem Paradiese, zu einem Canaan.

Aber während dieser Lectüre wurden auch Vorstellungen genährt, zu deren Erstickung das gemächliche Klosterleben nichts beytrug. Wenn Johannes sich die schöne, wohlgebaute Eva im Paradies vorstellte, mit dem zu den Fersen wogendem Goldhaar; wenn er Rebecka den Krug von den schwarzglänzenden Haarflechten mit dem vollen weissen Arm nehmen sah, um Abrahams Knecht zu tränken; wenn Rachels Schönheit durch den Gegensatz, worin sie zu Lea's Häßlichkeit stand, seine Phantasie reizte; wenn er mit David die blonde Bathseba belauschte, und mit den beiden Alten die braune Susanne im Bade, — so fühlte er mehr als sonst, daß er nicht zum Mönch geschaffen, und daß die heiligen Erzväter es eben so wenig gewesen. Was Wunder, daß er da oft zur Zitter Salomons hohes Lied, nach eigner Melo-

die, im kleinen Klostergarten sang, ohne an die Allegorie zu denken, welche fromme Seelen darin zu finden geglaubt.

Was noch mehr dazu beitrug, ihn unruhig zu machen, war ein junges Mädchen, welches oft zur Apotheke kam, um Ein oder das Andere zu holen. Aus dem feinen Gesicht, den regelmäßigen Zügen, dem grünen Netze um ihre Haare, und der volleren Aussprache, schloß er mit Recht, daß sie eine Römerin sey. Sie war oft da gewesen, ohne daß er gewagt hatte, sie anzureden. Ihre Schönheit band seine Zunge, und er ward noch stummer, wenn er sah, wie schamhafte Schüchternheit die getheilte Brust noch höher hob, als die Natur sie gewölbt hatte, indem sie vor den Schranken stand, und aus ihrer kleinen Elfenbeinbüchse bezahlte.

Nach und nach jedoch fingen Beide an, der Furcht sich zu entschlagen. Das junge Mädchen fand bei Johann nicht die strengen Patermienen, die Ehrfurcht gebieten, aber auch nicht den listigen, lüsternen Blick, welchen sie bei so man-

chem Mönche bemerkt hatte, und der zeigte, daß sie wenn nicht Wölfe, doch Affen in Lammskleidern waren. Johannes schwärmerischer Blick, die bescheidne tiefe Sehnsucht in seinen Augen, ging ihr zu Herzen, und das war es, was oft den jungen Busen so hoch sich heben ließ. Was noch mehr dazu beitrug, die Neigung, die sie für einander fühlten, zu vermehren, war die Entdeckung, daß Angelicas Vater sich gerade in dasselbe Haus eingemiethet, wo Johannes Eltern gewohnt, und dort dasselbe Gewerbe treibe. Johann fragte, ob sie den kleinen Garten, der zum Hause gehörte, recht kenne? Und als er nun merkte, daß jeder Baum, jeder kleine Blumenstrauch ihr wohlbekannt sey, und daß sie jedes als fleißiges Gärtnermädchen warte, da sah er mit einem schmerzlichen Blick zur Klostermauer, als ob sie ihn drückte; da fühlte er erst, was er dabei verloren, seine ärmliche Freiheit mit der reichen Sklaverei zu vertauschen.

Wie innig verlangte ihn immer, sie wie-

derzusehn! Wie froh war er jedes Mal, wenn sie kam. Die nur kurzen Augenblicke, welche ihnen vergönnt waren, legten Zunder zum Feuer, das unvermerkt bei Beiden glommte. Ach, sagte Johann einmal, wie glücklich würde ich seyn, Angelica, wenn ich nur ein Paar Stunden ungestört bei dir sitzen und in der Einsamkeit mit dir reden könnte. Angelica seufzte; ein alter Pater kam in die Apotheke; Johann reichte ihr das kleine Fläschchen mit Lavendelwasser; sie dankte, ging, und die Unterredung war zu Ende.

Einst verging eine lange Zeit, in der sie nicht kam. Johann fühlte sich von der größten Unruhe gepeinigt. Schwermüthig saß er in dem dunkeln Abend, — es waren vierzehn Tage verflossen, seitdem sie zuletzt da gewesen, — als eine alte Frau hineinkam, und um einige stärkende Tropfen bat. Er gab sie ihr; sie betrachtete ihn lange. Dann zog sie die bekannte Elfenbeindose hervor, woraus Angelica so oft bezahlt hatte. Bei ihrem Anblick erblasste Johann. Die Alte sah ihn mit ihrem regelmä-

ßigen bleicheingefallenem Gesichte, woraus noch jetzt braune Augen funkelten, bedeutsam an. Dann träufelte eine heimliche Thräne von ihren Wangen, und sie sagte: ich irre nicht, Ihr seyd Bruder Johannes! — Das bin ich, antwortete er. — So kennt Ihr auch die Person, der diese Dose gehört! sagte sie. — Ich kenne sie! Warum ist sie so lange nicht hier gewesen? — Armes Mädchen! sie ist wohl entschuldigt; sie hat acht Tage an einem hitzigen Fieber krank gelegen. Vielleicht ist sie in diesem Augenblicke todt. Aber wer bei Gott ist, ist ja wohl daran. Sie bat mich, Euch dieses zu bringen, zur Erinnerung an sie. — Mit diesen Worten reichte sie ihm eilig die kleine Elfenbeindose, denn es kam wiederum Jemand aus dem Kloster. Die Alte legte den Zeigefinger auf den Mund, blickte mit feuchten Augen zum Himmel und ging.

Johann bewahrte das Kleinod auf seiner Brust und eilte zu seiner Zelle. Er nahm sich nicht Zeit, Licht anzuschlagen; der Mond schien klar über dem Klostergarten, und machte die

Nacht zum Tage. Er ging mit der Dose zum Fenster; aber sie war so leicht, daß er nicht hoffen durfte, etwas darin zu finden. Aufmerksam schüttelte er sie und hörte ein leises Rasseln. — Das ist ein Papier! rief er; die letzten Zeilen von ihrer Hand. — Jetzt öffnete er sie, und fand: ein verwelktes Veilchen und ein frisches Vergißmeinnicht. Diese kleine Blumenpoesie rührte ihn noch heftiger. Daß Angelica die verwelkte Blume sey, daß ihr Andenken ihm ein frisches Vergißmeinnicht seyn solle, das sah er leicht. Mit dieser Vorstellung hatte sie sich in ihren letzten Augenblicken beschäftigt. Du ein Veilchen? seufzte er — ach, die schönste Rose warst du, die der Sturm entblättert. Mehr konnte er vor Thränen nicht sagen. Der Mond verbarg sich hinter der Kirchenmauer; die Nacht entfaltete, gleich einem Trauertuche, ihre breiten Schatten über sein Lager.

Seine Betrübniß fiel den alten Mönchen nicht besonders auf. Sie waren an ähnliche Vorfälle bei jungen Brüdern gewöhnt, und

der Prior pflegte zu sagen: der Soldat fürchtet sich im ersten Kriege; der Mönch weint im ersten Jahre; wenn der Eine eine Zeitlang Pulver, und der Andere Weihrauch gerochen, so gleicht sichs von selbst aus. — Dieser cholerisch-phlegmatische Mann war für seinen Stand geschaffen, wie er war, aber nicht für des Standes Absicht, denn seine Seele war ohne Liebe, und den Begriff, Liebe zu Gott, führte er nur auf den Lippen. Da er Johann in Thränen traf, sagte er: Preſſ' ihn nur aus, diesen sündigen Saft von giftiger Wurzel! Laß deine Leidenschaften rasen; um so eher ermatten sie. Ach, ehrwürdiger Vater, antwortete Johann, Ihr wisst nicht — Ich weiß, was ich wissen will: daß du ein Sünder bist; Du bildest dir ein, daß dir etwas Ungewöhnliches begegnet sey; und die Chrystalle im Berge gleichen einander nicht mehr, als das eine Jünglingsleben dem andern. Aergert dich deine Hand, so haue sie ab und wirf sie von dir; es ist besser, daß sie verderbe, als daß der ganze Leib in die Hölle

geworfen werde. Er würde mehr gepredigt haben; aber man kam, eine Leiche zu melden, die in der Kirche beigesetzt werden sollte, und sie mussten eilen, zur Prozession zu kommen.

Die Italiener begraben ihre Todten nicht, wie die Protestanten. Bei uns ist Alles auf stille Feier angelegt; dort trägt Alles das Gepräge eines leidenschaftlichen Schauspiels. Man eilt mit den Todten davon, wie zu einem Tanze. Zuerst ein Chorknabe mit einer Glocke dem Cruzifix voran. Die Schaar bricht durch das Gewühl der Straßen, und Alle knieen zu beiden Seiten, sobald sie das Kreuz in der blauen Luft erblicken. Die Leiche liegt in einem offenen Sarge, uud dahinter folgen die barmherzigen Brüder, eine freiwillige Vereinigung, die aus allen Ständen besteht, vom Herzog bis zum Bettler. Sie eilen, wenn eine gewisse Glocke tönt, zu einem bestimmten Ort, in einem weissen Ueberzug, um unbekannt zu seyn, damit christliche Liebe nicht den Schein irdischer Eitelkeit erhalte. Dieser Ueberzug bildet ein Käp-

chen über dem Haupte mit zwei für die Augen ausgeschnittene Oeffnungen. So stürzen diese weissen Gestalten dahin, hinter dem Sarge her, gleich Gespenstern mit eingefallenen Augen; und das Ganze hat wirklich etwas Erschütterndes. In der Kirchthür werden sie von dem Mönch-Chor erwartet, die Ceremonie wird verrichtet; ist sie zu Ende, so lässt man den Todten zurück in der Kirche. Nun ist Alles vorbei, die Leiche wird den Händen der Gräber überlassen, und ohne weitere Umstände in der Erde beigesetzt.

So erwarteten jetzt auch die Brüder im Maria Novella den Todten. Johann stellte sich mechanisch in die Reihe der Mönche. Die Messe begann; ohne an das, was er that, zu denken, stimmte Johann mit ein. Jetzt folgte eine kurze Stille. — In Wahrheit, Johann, sagte Bruder Martin, der an seiner Seite stand, dies ist ein schönes Mädchen gewesen. Sie liegt ja da noch so frisch, mit dem Jungfraukranze in ihrem Haar, als ob sie lebte. Bei diesen

Worten erwachte Johann, schlug seine Augen auf, betrachtete die langausgestreckte weisse Gestalt, und entdeckte — seine Angelica! Gleich einem Marmorbilde von der herrlichsten Meisterhand des Alterthums lag sie da. Ihr Antlitz war weiß wie Schnee, aber der weisse Schnee hat nichts von dem blaulichen noch weniger von dem grünlichen Leichenschein, der den Anblick eines Todten so schauderhaft macht. Johann sank in Ohnmacht. Als er erwachte, fand er sich in seiner Zelle. Der Mond schien hinein; die Elfenbeindose stand im Fenster und warf einen gebrochenen Strahl auf sein Lager. Er sprang auf und horchte, aber hörte nichts. Die Klosterbrüder lagen im mitternächtlichen Schlummer. Er eilte zum Fenster. Die kleine Dose verlor ihren Schein; dagegen spielte der Mond noch mit dem Vergißmeinnicht im Wasserglase. Alles dieses ist ein Traum! rief er. Ich muß Gewißheit haben. Mit diesen Worten eilte er durch den stillen Klostergang zur Kirche. Er trat hinein. O ich träumte es nur,

sagte er bei sich selbst. Angelica lebt. — Eine Grablampe strahlte ihm entgegen. — Er verdoppelte seine Schritte. Es währte nicht lange, bis er den Sarg auf der vorigen Stelle erblickte, bis er den Blumenkranz entdeckte und die schwarzen Locken um die bleiche Stirn. Himmel, es war nur allzu wahr! Da lag sie. Johann kniete vor ihrem Sarge. Mit von Thränen geblendeten Augen betrachtete er das weisse Antlitz, die großen Augenwimper, die sich um die verloschenen Augen wölbten. Angelica, rief er, du liebtest einen Unglücklichen; was war da anders für dich, als zu sterben? — Hier wurden seine Worte auf den Lippen erstickt, und mit unbeweglichen Augen starrte er auf die Verstorbene. Da — man denke sich sein Entsetzen — da lächelte die Leiche — Ihr Busen hob sich — ihre Hände erhoben sich gen Himmel, ihre Augen öffneten sich, wie der Blumenkelch bei den Strahlen der Sonne, und ihre Lippen sprachen diese Worte: Vergib mir, heilige Mutter Gottes! Vergib mir, heiliger

Ignatius, mein Schutzpatron! Liebe entschuldigt Alles. Laß mich ihn sehn, mit ihm reden, ihn ein einzig Mal umarmen, so will ich gern sterben! O Sancta Magdalena, bitte für mich bei meinem Erlöser! Nur ein einzig Mal ihn an meine Brust drücken! — Mit diesen Worten richtete sich die schöne Leiche im Sarge auf, schlang ihre Arme um des Mönchs Hals, und drückte ihre warmen Lippen auf seinen Mund.

Wie bald ward Johann in das Geheimniß eingeweiht. Sie liebte als Römerin, das heißt mit einer Leidenschaft, die ohne Befriedigung das Herz zerreißt, und daher jeder Gefahr spottet, ihr Ziel zu erreichen. Ihr Vater hatte diese Liebe entdeckt; denn eines Abends, als er glaubte, sie bete andächtig auf ihrer Kammer, und sich hinschlich ihres Gebets sich zu erfreuen, hörte er sie sagen: Heilige Mutter Maria, schenke mir den schönen Bruder Johannes zu meinem Geliebten; laß mich ihn umarmen, ihn mein werden! Sonst, fühle ich, muß ich sterben. — Nun war des Alten Entschluß gefasst;

aber er hatte nicht Gelassenheit genug, ihn klug auszuführen. Er stürzte hinein und machte seiner Tochter bittre Vorwürfe; dann beschloß er, je eher je lieber wieder nach Rom zu reisen. Angelica fiel in ein heftiges Fieber. Sie zweifelte nicht daran, daß sie sterben werde, und sandte die alte Frau zu Johann, mit der kleinen Erinnerung der Liebe. Aber in einer der wachen Nächte, die sie in Fieberhitze zubrachte, kam es ihr vor, als steige ein freundlicher Engel ins Fenster herab zu ihr, mit goldgelbem Haar und langen hellgrünen Fittichen mit Purpurfedern verbrämt. Er trat vor ihr Lager und sagte: Angelica, Gott hat nichts dawider, daß Menschen sich lieben. Du sollst nicht sterben, aber du sollst dich stellen, als seyest du gestorben. So tragen sie dich hin zum Kloster. Da wirst du Nachts Johannes treffen, und so könnt ihr nach Aegypten flüchten, gleichwie Joseph und Maria! — Mit diesen Worten küsste er sie, zeichnete ihr ein Kreuz auf Antlitz und Brust, und flog davon durch den Boden.

Wie geschickt Angelica ihres Engels Rath befolgte, haben wir gesehen. Die italienische Schnelligkeit bei allen Leichenbegängnissen und die Verwirrung des Hauses, kamen ihr zu Hülfe, so daß man ihren leisen Athemzug nicht wahrnahm. Wie entzückt Johann werden mußte, kann man sich vorstellen. Wie heilig dieser Augenblick für sie war, und daß sie Alles um sich her vergaßen, und nur die Freude der Liebe in gegenseitiger Umarmung fühlten, versteht sich von selbst.

In diesem Augenblick kamen Battista und Pietro, die beiden Gräber, die den Sarg zuschrauben und die Leiche zum Kirchhofe tragen sollten. — Was ist wohl die Glocke? sagte Battista. — Es ist gegen Mitternacht, sagte Pietro. — Nun liegen alle Menschen und schlafen, außer wir und die Gespenster, sagte Battista, — Ja, was will das sagen, sagte Pietro. — Da sollen wir ja nun das Mädchen in die Erde bringen! sagte Battista. — Ja, da ist wohl Niemand, der es für uns thut, antwortete Pietro.

— Irre ich nicht, so sitzt sie aufrecht im Sarge, sagte Battista. — Und schwazt mit dem Teufel, sagte Pietro. — Ja, ja, das ist nicht das erste Mal, daß das passirt, sagte Battista und hielt sich am Weihwassergefäß. — Das sind wir so gewohnt, sagte Pietro, während er mit aller Macht sich Wasser ins Gesicht sprengte. — Verdammt, daß ich meinen Rosenkranz vergessen, murmelte Battista, sonst könnte man doch ein oder ein Paar Paternoster beten. Ein Paar Kreuze könnte man doch ohne Schaden über sich schlagen, flüsterte Pietro. — Das hilft nicht, Alles will seine Zeit haben und der Teufel will seine auch haben! — Bist du bange? — Ich sollte meine zwanzig Jahr als Gräber gedient haben und bange vor Spukerei seyn? — Hier zog Battista eine kleine Lerche hervor, und nahm sich einen Schluck. — Gib mir auch 'nen Tropfen, sagte Pietro, das Gewissen zu stärken. — Bist du diese Woche in der Messe gewesen, Bruder? — Vier Mal, Bruder! — Na, so brauchen wir uns an nichts zu kehren, Bruder! — Aber

ich glaube, ich vergaß meine Tragriemen draußen auf dem Kirchhofe. — Wart ein wenig, ich will dirs holen, Bruder! — Was Schnack, laß mich selbst gehn. — Kommst du da mit deinen Komplimenten wieder? — Jesus Maria! da küßt er sie. Siehst du, wie er sie an seine Brust drückt? Hier fingen Beide an im panischen Schreck mit den Köpfen gegen einen Kirchenpfeiler zu laufen. — Vor 'nem Teufel mit Klauen und Knotenpeitsche, sagte Battista, als sie wieder unter freiem Himmel standen, bin ich nicht bange; aber fängt er erst an zu küssen und karessiren, so hat der Satan rein sein Spiel.

Durch ihr Gepolter erwachte der Prior. Er hatte kaum gehört, was Anleitung dazu gegeben, als er zur Kirche eilte. Im Anfang hätte die wunderliche Gruppe auch ihn erschreckt. Die schlanke Angelica saß aufrecht im Sarge, mit dem Jungfraukranze in ihrem Haar, in langem flatterndem Kleide. Zu ihren Füßen lag Johann in der schwarzen Kutte. Ihr voller weiſ-

ser Arm schmiegte sich um sein Haupt, und süßes Gespräch der Liebe lispelte, gleich einem leisen Geflüster, durch die Kirchenwölbung. Aber bald entdeckte der Prior Alles. Er legte den Gräbern Schweigen auf; ließ sie doch aber in dem Wahn, daß sie Spukerei gesehen. Die Liebenden, welche nichts von dem, was vorging, gemerkt hatten, fanden es nun endlich nöthig, sich zu trennen, nachdem sie vorher ihre künftige Flucht abgeredet. Johann verließ seine Angelica, um Lärm zu machen. Er erzählte, wie wahr war, daß er hinab in die Kirche gegangen sey, und zufälliger Weise die Scheintodte entdeckt habe. Das Uebrige verschwieg er; der Prior that, als ob er keinen Verdacht habe. Das erwachte Mädchen ward zu einem Arzt in der Nähe gebracht. Wie freute sich Johann, als er wiederum auf seiner Kammer stand; mit leichtem Herzen überließ er sich nun dem erquickenden Schlaf.

Aber er hatte einen grauenvollen Traum. Es kam ihm vor, als würde er von zwei hand-

festen Kerlen ergriffen, und hinunter in einen finstern Kerker geworfen. Wie erschrak er, als er erwachte, und den Traum wahr fand. In einem finstern Keller, den nur ein kleines Gitterfenster von oben erhellte, lag er in Fesseln auf einem Strohbündel. Er kannte seinen Aufenthaltsort, es war das Carcer, wohinein die Mönche, Verbrechen zu büßen, gesetzt wurden. Er zweifelte kaum daran, daß er entdeckt sey, und der Zweifel ging zur Gewißheit über, als der Prior mit strenger Miene vor ihm stand.

Was geschehen ist, sagte er, ist ein Geheimniß, das ich weiß, und sonst Niemand. Diesmal kömmst du mit gnädiger Strafe ab. Hier sitzest du acht Tage. Die knappe Kost, und die Einsamkeit des Orts wird dich auf ruhige, deines Standes würdige Gedanken bringen. Wenn diese Frist vorbei ist, siehst du den Tag wieder; Angelica siehst du nie wieder. Es wird auf deine Aufführung ankommen, ob ich dich mit Strenge oder Schonung behandeln soll. — Jetzt brachte man einen kleinen Altar, mit

einem Todtenkopfe und Stundenglase, hinein. — Hier ist ein anderes Antlitz, dich darein zu verlieben, sagte der Prior. Denke daran, wenn dieses Glas sich einige Male gewandt hat, so verrinnt dein letztes Korn, und du gleichst diesem Kopfe, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Vergiß alle Eitelkeit. Ora et labora! — Mit diesen Worten verließ er ihn.

Die acht Tage Gefangenschaft und die Angst für Angelica verwandelten Johann in einen Schatten. Aber die Ermattung benahm ihn auch einen Theil seiner Schmerzen. Die Leidenschaft hatte seine Kraft verzehrt. Er verfiel in eine stille lindernde Schwermuth. In diesem Zustande brachte sein Bruder ihm die Nachricht von Angelicas Tod. Johann opferte ihr seine Thränen und seine Erinnerung. Er begann wiederum die Bibel zu lesen. Aber das alte Testament hatte nicht mehr das Anlockende für ihn; dagegen hing er mit ganzem Herzen am Neuen. Alle die frommen jungen Frauen darin stellte er sich als Angelica vor; vorzüglich

Maria. Er fühlte sich glücklich in seiner Lage. Was hatte er noch in der äußern Welt zu suchen? Seine Geliebte lebte in seiner Einbildung, und der konnte er am besten im stillen Kloster nachhängen.

Es konnten etwa zwei Jahre seit jener Begebenheit verflossen seyn, als durch ein herrliches Madonnenbild, für die Kirche der Mönche bestimmt, große Freude im Kloster verbreitet ward. Es war vom großen Raphael gemahlt, der sich in Rom an Leo des Zehnten Hofe aufhielt. Leo hatte es seiner Vaterstadt geschenkt und da Maria Novella gerade ein schönes Altarblatt entbehrte, so fand man, daß hier der passendste Ort dafür sey. Bei allen Mahlzeiten ward im Refectorium von diesem Bilde geredet; von der Ehre, die der Kirche dadurch erzeigt werde, und dem seltenen Genie Raphaels. Johann freute sich nicht. Er war gewohnt, sich Maria als Angelica zu denken, und es verdroß ihn, daß ein Zufall ihm seine schöne Phantasie stören sollte. Er hätte gern bei sich selbst das

Gelübde gethan, nie das Bild zu sehn; aber das war unmöglich, da es ein Altarblatt seyn sollte. Martin, sein Bruder, suchte ihn aufzuheitern. — Es ist doch nichts Andres, was dich vergnügen kann, sagte er, als deine Grillen. Dazu bin ich durch meinen Stand bestimmt! — Kann ein herrliches Kunstwerk dein Herz nicht erfreuen? — Ich habe der Natur entsagt, wie sollte ich da mein Herz ihrem verschönerten Ideal hingeben? — Verbindet sie sich mit Religion, so nimmt sie die Natur in Gottes Dienste, gleich wie die Kirche dich genommen. — Jeder denkt sich das Heilige auf seine Weise, sagte Johann abbrechend. Meine himmlische Maria kann kein Mahler mahlen. — Es freut mich doch, dich so gottesfürchtig zu sehn, mein Freund, sagte Martin, du galtest für den weltlichsten unter uns, und nun beschämst du uns Andere. — Johann schwieg; ein bittres Gefühl von dem Vielen, was ihm die Welt versagt, machte ihn zu stolz, sich in den Augen der Welt eines Scheins von Heiligkeit wegen zu verthei-

digen, den er nicht verdiente. Er achtete seinen Bruder, aber Sympathie und Vertraulichkeit war nicht zwischen ihnen. Er verließ ihn und ging allein zurück, mit Thränen im Auge, mit Angelica im Herzen.

Nun kam endlich der lang ersehnte Tag, und die Mahlerei ward aufgestellt. Wer kennt nicht wenigstens aus Kupfern oder Beschreibungen, das herrliche Bild, welches noch jetzt in Dresden zur Freude der Nachwelt hängt.

Da stand sie — nein, sie schwebte
Nur auf der Wolke Rand;
Und Morgenkühlung bebte
Durchs florene Gewand.
In sittsam schönen Falten,
Im lichten Purpurkleid,
Sah ich den Knaben halten
Die wunderschöne Maid.

In voller Mädchen = Blüthe
Liebkoste sie das Kind,
Ihr himmlisches Gemüthe
Doch mütterlich gesinnt.

Sie blickte nicht zur Erde,
Nicht zu der Sterne Schaar;
Nur zeigte die Gebehrde,
Wie rein und fromm sie war.

Unschuldig und so heiter,
Erhoben anspruchlos,
Das stille Lächeln Beider
So kindlich und doch groß!
Und in der Schönheit Lichte,
Wie Venus aus der Well';
Das mahlen nicht Gedichte,
So mahlt nur Raphael.

Mit silberweissen Haaren
Lag knieend Sixtus da!
Hier, in der Jugend Jahren,
Die fromme Barbara.
Sie blickte zu den Blumen
Wie eine Rose roth;
Er — nach den Heiligthumen
Des Himmels, wie der Tod.

Und Häupter der Cheruben
Durchs tiefe Blaue dann;
Und drunten noch zwei Buben
Mit braunen Flügeln an;
So grübelnd, ernst, alleine;
Und Beide Kinder doch,
Zwei Jahre höchst der Kleine,
Kaum drei der Aeltste noch.

Es schwieg der Große bieder,
Wie denkender Verstand.
Der Kleinste lallte Lieder
Von dem, was er empfand;
Sprach von dem Lilienstengel,
Und wusste selbst nicht wie.
Das war ein kleiner Engel
Der Kunst und Poesie.

An seines Mahlers Grabe
Jetzt oft der Engel singt.
Und für die schönste Gabe
Des Dichters Harfe klingt.

Doch schwinden bald die Töne,
Das schwache Lied vergeht,
Wenn deine Himmelsschöne
Noch in der Blüthe steht.

Und wenn vom alten Rahmen
Die mürbe Leinwand fällt,
Bleibt ewig doch dein Nahmen
Den Größten zugesellt.
Dann rufen dich die Lieder
Mit Liebesallgewalt;
Und dann erscheinst du wieder
In ähnlicher Gestalt!

So sang dreihundert Jahre darauf ein Dichter von diesem herrlichen Bilde, welches nun Alle, außer Johannes, mit Freude in seiner frischen Schönheit betrachteten.

Es war in einer sonnenklaren Morgenstunde, als er zum Erstenmale allein in die Kirche trat, es zu sehn. Mit kreuzweis übereinander ge-

schlagenen Armen, mit niedergebeugtem Haupte, näherte er sich dem Altar. Nein, sagte er, meine Geliebte, deine Züge sind zu tief meiner Seele eingeprägt, um etwas Fremdem zu weichen. Ich darf frei auf Raphaels Maria blicken; ich bin gewiß, daß sie nur ein Schatten gegen deine Schönheit ist. Mit diesen Worten hob er seine Augen empor, und sah — Angelica! Er traute seinen Blicken nicht. Wenn man lange in die Sonne gestarrt, und dann seine Augen auf einen irdischen Gegenstand wendet, sieht man einen Lichtfleck statt der Farben. So wähnte auch Johann getäuscht zu seyn. Aber wie groß war seine Freude, als er wahrnahm, daß er sich nicht betrogen, und daß es wirklich Angelica sey, die auf der Leinwand da stand, in ihrer ganzen jugendlichen Schönheit, von eines Raphaels Meisterhand gemahlt.

Es konnte nicht bezweifelt werden, daß sie ihm gesessen, und daß sie also lebe, da das Bild neu war. Das Ideale, das Heiligfromme hatte wohl die Römerin so nicht gehabt;

aber ein Liebender vergisst über den Vollkommenheiten, die seine Geliebte besitzt, leicht das, was ihr mangelt, und die höchste Eigenschaft hatte dies Bild doch nicht, es lebte nicht, konnte ihm nicht zulächeln. Mit heißen Thränen dankte Johann der Vorsehung für diese Begebenheit, die in ihm die Hoffnung erweckte, seine Angelica wieder zu sehn, und welche ihm den durch ihre Entfernung verursachten Verlust durch ihr Bild einigermaßen ersetzte. Mit Entzücken sah er die frommen Brüder vor dem Altarblatte knieen; es schien ihm, als beteten sie Angelica mit ihm an; als tönten die heiligen Hymnen zu ihrer Ehre. So that Johann, was seine Vorväter gethan; er verband Geschichte und Poesie, das Wirkliche mit der Ahnung, das Menschliche mit dem Himmlischen, und fand sich gestärkt und glücklich.

Aber bald fühlte er doch eine Unruhe, die lange geschlummert, von Neuem erwachen. Die innigste Sehnsucht nach der wirklichen Angelica befiel ihn, und nur die Hoffnung, daß sie

ihm bald den Ort ihres Aufenthalts wissen lassen werde, und die Furcht sie zu verfehlen, wenn er auf eigne Hand fliehe, hielten ihn zurück. In dieser Zeit der Erwartung trug er seine ganze Liebe auf die Mahlerei über. Im Anfang hatte der feierliche Ausdruck, in dem die Geliebte da stand, ihn in ehrerbietiger Ferne gehalten. Nach und nach verlor sich dieses Gefühl, und ging in heftige Sehnsucht über. Seine Augen funkelten, seine Wangen glühten, seine Lippen flammten; kurz — er war verliebt in die schöne Madonna. Jedesmal, wenn er nun vor ihr stand, wandelte ihn die Lust an, auf den Altar zu steigen, und seinen Mund auf ihre Lippen zu drücken. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, und beschloß, was auch das Gewissen dagegen sagte, je eher je lieber es ins Werk zu setzen.

Mittlerzeit hatte eine Diebesbande Nachricht von diesem Bilde erhalten, und beschlossen, es zu rauben und zu einem englischen Freibeuter zu bringen. Er lag in Livorno vor Anker

und hatte ihnen große Summen dafür versprochen. Die Nacht, welche sie zu diesem Raube bestimmt, war gerade dieselbe, in der Johann den Altar besteigen wollte, um Angelicas Schönheit näher zu seyn. Sie machten alle Anstalten, und bereiteten sich zu bestimmter Zeit in die Kirche einzubrechen. Inzwischen hatte Ruggiero, ein junger Mensch von der Bande, Gewissensscrupel erhalten. Er sah das Verbrechen eines solchen Kirchenraubes ein. Auf der andern Seite wollte er seine Kameraden nicht unglücklich machen, indem er sie in die Falle führte. In seiner Herzensangst lief er Abends zum Kloster. Der erste Mönch, den er traf, war Martin, Johannes Bruder, dem er sogleich entdeckte, daß ein Dieb Nachts in die Kirche einbrechen wolle, das Bild zu rauben. — Martin fragte sorgsam, ob es nur Einer sey? Ruggiero versicherte es, aus Furcht, man möge Lerm machen und die Bande aufsuchen. Dann eilte er zu seinen Kameraden zurück. — Was fehlt dir? rief ihm der Anführer entgegen; du

siehst ja aus, als hättest du unsern Herren verrathen! — Ich habe wohl Ursache, erschrocken zu seyn, sagte Ruggiero; nun, eben ging ich an dem Kloster vorbei, wo ich den Guardian stehen und mit einem andern Mönch reden sah. Ich konnte an Allem merken, daß wir verrathen sind, und daß man uns Nachts erwartet. — Diese Worte störten plötzlich den ganzen Plan. Daß Ruggiero in demselben Augenblicke seine Gefährten den Mönchen, und diese wiederum jenen verrathen solle, das hatte nichts Wahrscheinliches. Und so ward denn der Anschlag aufgehoben; die Diebe flüchteten noch in derselben Nacht aus Florenz, und sahen sich auf dem Wege nach andern Abenteuern um.

Inzwischen hatte Martin, der von einer sonderbar schwärmerischen Denkweise war, und sich darnach sehnte, der heiligen Kirche zu zeigen, wie sehr er über ihre Rechte und ihren Ruhm wache, sich mit all dem Muthe ausgerüstet, der dazu gehört gegen einen Kirchenräuber zu ziehen. Er wollte keinen Lärm machen;

er wollte selbst das Madonnenbild vertheidigen, und den Frechen niederstoßen, der es zu rauben wagte. Er erinnerte sich aller der Heiligenlegenden, in denen die unsterblichen Helden Drachen und Heiden überwunden, und tausend Gefahren bestanden. — Und sollte ich auch sterben, dachte er, so habe ich doch die Ueberzeugung, für der heiligen Jungfrau Ehre zu fallen; was kann ich mehr wünschen? — Mit diesen Worten ergriff er eine lange Hellebarde, die in der Vorhalle zum Kloster stand, und verbarg sich hinter einem Pfeiler.

Es war Mitternacht, als Johann wankenden Schritts in die Kirche trat und sich dem Hochaltar näherte, sein Vorhaben auszuführen. Der Mond schien jetzt nicht durch die bunten Scheiben. Es war finster wie im Grabe; die schwache Lampe im Chore verbreitete nur wenig Licht umher. Dies hatte Johann vorher bedacht, und sich zu dem Ende mit einer Blendleuchte versehen. — Als der Bruder ihn kommen sah, zweifelte er nicht daran, daß es der

Dieb sey. Er stellte sich mit seiner scharfen Hellebarde zum Ausfall, und rief bei diesem kühnen Unternehmen St. Georg's und aller Heiligen Hülfe an.

Johann setzte seine Leuchte auf den Altar, dann hob er seine Augen zum Altarblatt empor und ihn schauderte. — Was thust du? dachte er; betrittst den Altar des Herrn mit deinem Fuß? Entehrst die Mutter Gottes mit deinen irdischen Lippen? — Aber es ist nicht Madonna, dachte er dann wieder, es ist Angelica. Hat Gott mir Blut gegeben, so hat er auch beschlossen, daß es auflodern und erglühen soll. Hat er mir Sinn für die Schönheit gegeben, so ist es auch sein Wille, daß er mich leiten soll. Was schadet es, daß mein Mund diese Leinwand berührt? Ich stelle mir ein unschuldig lächelndes Mädchen vor, die zur Erde kam, mein Leben zu versüßen, um mir einen Vorschmack vom Himmel zu geben. Was that Maria anders? Was ist die höchste Anbetung anders, als ein Entzücken, welches uns in unsrer Ahnung einer

zukünftigen Seligkeit bestärkt? O Mensch! du klebst am Vorurtheil und Wahn, wie der Polyp an seinem Steine; und doch bildest du dir ein, deine Arme frei zu bewegen, und deine Seele! — Mit diesen Worten erstieg er dreist den Altar, umarmte das schöne Bild, und drückte seinen Mund auf die Lippen der Madonna. Aber in demselben Augenblicke stak auch Martins Hellebarde in seinen Schultern und er stürzte rücklings nieder vom Altare. So wird Vermessenheit bestraft! hörte er eine bekannte Stimme rufen. Weiter vernahm er nichts, er sank ohne Bewußtseyn hin.

Als Martin entdeckte, daß er seinen eignen Bruder tödlich verwundet hatte, stand er lange in stummer Verzweiflung und starrte auf den Blutenden. — Dann erfüllte er die Kirche mit seinem Geschrei, rang die Hände, und stürzte mit der Hellebarde in der Hand, hinaus in die finstre Nacht. Er lief wie ein Wahnsinniger durch die Straßen, bis er auf dem Wege nach Rom stand. Nun eilte er weiter fort, als ob der

Geist seines Bruders ihn verfolge. Gegen Mittag kam er zu einem Olivenwald bei einem Landstädtchen. Da konnte er nicht mehr. Er sank im Schatten eines Baums ins Gras nieder, und brachte mehrere Stunden in einem Zustande zwischen Ohnmacht und Schlaf zu.

Martins Schrei hatte einige Mönche geweckt. Sie eilten zur Kirche und fanden Johann in seinem Blute. Sie zweifelten nicht, daß er von einem Kirchenräuber angefallen sey, der auf sein Geschrei die Flucht ergriffen habe. Sie verbanden Johann, brachten ihn auf seine Zelle, und indem sie ihm Essig in die Schläfe rieben, brachten sie ihn auf einen Augenblick wieder zu sich selbst; aber vor Ermattung fiel er bald wieder in eine Ohnmacht zurück. Die Wunde war gefährlich, und man zweifelte lange an seiner Genesung; aber durch die Hülfe eines geschickten Bruders ward er gerettet. Johann wünschte zu leben, weil Angelica lebte. Seines Bruders Flucht verschwieg man ihm fürs Erste. Es war nicht ungewöhnlich, daß ein Mönch die

Flucht ergriff, vorzüglich aus diesem Kloster, wo die Strenge des Priors die Unordnungen hinderte, die sonst häufig zu geschehen pflegten. Nach einem ziemlich langem Krankenlager war endlich Johannes Körper hergestellt. Aber man sah ihn jetzt immer tiefsinnig beschäftigt mit sich selbst. Er redete mit Niemanden, eröffnete Niemanden sein Herz. Seine Seele war voll von Angelica und ihn verlangte nach nichts mehr, als seines Bruders Beispiel zu folgen und, wie er, zu fliehen. Kunde von Luther war, aller Verdrehungen ungeachtet, in die Mauern des Klosters gedrungen. Wie gern ergreift ein sehnendes Herz das, was seinen Wünschen entgegen kommt!

Ein Jahr darauf, an demselben Tage, an dem er seine Geliebte wieder gefunden, ergriff er Morgens früh seinen Wanderstab, warf den letzten Kuß dem Bilde zu, und eilte davon. Aber nicht gen Norden zog er. Alles, wogegen er protestirte, war das Kloster. Aller Wahrscheinlichkeit nach, war Angelica in Rom;

dahin ging sein Weg. Wieder ergriffen und eingesperrt zu werden, fürchtete er nicht sehr. Der Mangel an Polizei in jenen Zeiten, die häufigen bürgerlichen Unruhen, neben einer gewissen leichtsinnigen Denkweise derer, die am Ruder saßen, machten es einem Jeden, der es wollte, leicht, die Ordnung zu übertreten. Das Einzige, welches Johann fürchtete, war sein Prior; und nach nicht gar vielen Tagen hatte er auch nicht mehr Ursache zu dieser Furcht, als er in Pilgrimstracht durch die kreutzweis gelegten Schlüssel der Porto del Popoli wanderte. Seine Tracht und vorgegebene Bestimmung schafften ihm sogleich freie Herberge in einem Hospital für Pilgrimme nach Jerusalem. Er konnte nun frei umher gehn und suchen. Aber leider fand er Nichts, und der Tag, an welchem er vom Papste eingeweiht werden sollte, um zum heiligen Lande zu wandern, näherte sich mit schnellen Schritten.

Eines Tages, als er ein ziemlich Stück Weges nach Fraskati zu gegangen war, kam er an

ein niedliches Haus, welches im Schatten eines Hains lag. Am Eingang des Gartens war eine Bank, neben einer hohen Rosenhecke voll von Knospen; an der alten braunen Bank standen zwei kleine Knaben und spielten. Der älteste, welcher ungefähr fünf Jahre alt seyn konnte, erzählte dem jüngsten, der nicht mehr als drei bis vier zu seyn schien, eine Legende. Der Jüngste stand mit größter Aufmerksamkeit da und hörte auf den Bruder, und hatte, um recht genau zu hören, sich mit beiden Armen an die braune Bank gelehnt. Der ältere dagegen stützte sich nur mit dem einen Arm auf die Bank und blickte mit nachdenkender Miene in die Höhe, gleichsam um etwas Neues aufzufinden, es seinem Bruder zu erzählen. Johann hatte sie nicht lange betrachtet, als er einen Schrei ausstieß. Es fehlte ihnen nichts als die braunen Schwingen! Es waren Raphaels Engel auf dem Altarblatt. Er erhob seine Augen in die blaue Luft, gleichsam um Madonna zu erblicken, und da er sie nicht erblickte, rief er laut:

Wo bist du, meine Angelica? Wo bist du? Aber die kleinen Knaben sind nicht mehr da. Geängstigt von seinem Schrei liefen sie ins Haus und riefen: Schwester! Schwester! draußen ist ein verrückter Mann, der dich ruft.

Johann hatte nicht lange da gestanden, als ein schöner junger Mann aus dem Hause ihm entgegen trat, mit einer Miene, die eine Mischung von Furcht und Neugierde ausdrückte. — Ist er verrückt? fragte er eifrig die Kinder mit gedämpfter Stimme; wo ist er? Ich muß ihn sehen. Ih, es ist ja ein ehrwürdiger Bruder! sagte er, als er Johann sah, mit einer vorsichtigen Freundlichkeit, wie um ihn zu besänftigen, und hielt sich in einiger Entfernung. Johann betrachtete auch ihn. Es war ein Mann in seinen besten Jahren, mit einem schönen, ausdrucksvollen Gesicht. Die großen braunen Augen erhielten von dem wunderbar gekrümmten Conturne etwas schmachtend Taubenartiges, welches ihnen doch nichts von ihrer Schönheit entzog. Das Ganze drückte Genie aus, ver-

bunden mit muntrer Leidenschaftlichkeit. Die Wangen waren etwas blässer, als sie nach dem Körperbau des Fremden hätten seyn sollen, und zeugten von einer Lebensart, die wohl frei die Gränzen überschritt. Das kastanienbraune Haar scheitelte sich auf der Stirn und hing in Locken um die Schultern herab. Der Scheitel war mit einem kleinen Samthuth bedeckt, und obgleich die Kleider vom gebräuchlichen Schnitt waren, zeugten doch sowol Farbe als Art, sie zu tragen, von etwas ungewöhnlich Geschmackvollem, welches sogleich in die Augen fiel.

Raphael Xantio — denn es war wirklich dieser seltene Künstler — entdeckte bald, daß Johann nicht verrückt sey; und sobald er einige Fragen gethan, merkte er, daß es Angelicas Liebhaber sey.

Johann musste sich auf die Bank setzen und ihm seine ganze Geschichte erzählen. Raphael konnte sich nicht genug über die sonderbaren Begebenheiten wundern, die das Leben einiger

Menschen mit einem Kunstwerke seiner Hand verbunden hatten. — Es ist kein Wunder, rief er, daß die Engel Euch einfallen mußten, indem ihr den kleinen Leo und Urbino hier an der Bank sahet; denn es ist wirklich dieselbe Bank, die zu dem braunen Striche unter meinem Bilde Veranlassung gegeben, welches manchem Kenner vielleicht geschmacklos vorkommen wird. Die Andächtigen kann ich damit abspeisen, daß es eine allegorische Beziehung auf die braune Erde habe. — Ihr müßt Euch überhaupt wohl in Acht nehmen, diese Geschichte weiter zu erzählen. Ich könnte dadurch in schlechten Ruf kommen, und man würde mich beschuldigen, ein plumper Naturmahler zu seyn, da ich nun für einen religiösen Ideenmahler gelte. Die meisten Menschen können nicht begreifen, daß das Schöne und Gute uns immer gerade vor den Füßen liegt, wenn wir es nur ergreifen wollen, und daß Alles in der Welt eine natürliche Ursache haben muß. Ich selbst gehöre nicht mit zu jener Art Menschen, und habe oft heimlich

lächeln müssen, wenn ich sah, wie meine gesunden Arbeiten, frei von Affektation, neues Oel in das Feuer der Schwärmer gegossen. Ihr könnt nicht glauben, was sie alle für Bedeutungen in meinen Bildern gefunden, und was ich all von ihnen hätte lernen können, wäre ich so klug gewesen, gehörig auf das zu merken, was sie sagten.

So fuhr der offne, liebenswürdige Raphael fort, Johann zu erzählen, sowol was er glaubte, als was er nicht glaubte. Es liegt im Wesen des Genies, zur Gegenwehr kek sich auf die entgegengesetzte Seite zu stellen, wenn beengtes herzloses Vorurtheil ohne Scharfsinn angreift. Wer hier Raphaels Rede gehört, hätte glauben können, daß er zu leichtsinnig und sinnlich sey; so führte er ganz und gar die Sache des Realismus. Aber es war nur ein Gegengift gegen eine gewisse krankhafte Schwärmerei, die anfing, sich zu verbreiten, und mit vornehmer Miene auftrat. Saß er unter Eingeweihten, da erglühte seine Wange von einem hei-

ligen Feuer, da redete er als Apostel der Schönheit und Liebe, und es war nicht möglich, ihn zu hören, ohne ihn zu lieben.

Nachdem Johann seine Geschichte erzählt, musste nun auch Raphael berichten Alles, was er von Angelica wusste. — Nach dem wunderbaren Vorfall ihres erdichteten Todes, sagte er, war es nicht so sehr des Priors heftiges Verlangen, als vielmehr ihres Vaters plötzliche Krankheit und darauf folgendes Ende, was sie zu diesem Orte trieb, wo ihr Bruder wohnte, ein betriebsamer Landmann in der Campagna. Der Priester wusste ihre Trauer und Bestürzung zu benutzen, und nahm ihr einen Eid ab, nie Euch aufzusuchen, oder Euch wissen zu lassen, wo sie sey. So viel ist gewiß, daß auch jetzt ihr ganzes Herz an Euch hängt. Ihre Schönheit und ihr anmuthiges Wesen war mir gleich auffallend; es kostete mich viel, Erlaubniß zu erhalten, sie zu mahlen. Sie lebt hier ein stilles Leben mit ihrem Bruder. Es ist mir geglückt, Beiden Freund zu werden, und ich kann

Euch versichern, daß ich nie daran gedacht, diese Freundschaft zu mißbrauchen. Denn obgleich ich wol den Ruf habe, alle Schönheiten zu lieben, so geht mir doch die geistige Liebe über die leibliche; und hat meine Seele erst ihre Befriedigung in einer holden Sympathie gefunden, so kann keine niedere Begierde meinen Amor abhalten, seiner Psyche den kindlichunschuldigen Kuß aufzudrücken.

Raphaels letzte Worte setzten Johann in Verlegenheit, bis der Mahler dem Mönch erklärte, was er mit dieser mythologischen Redensart meine. — Wollt ihr meinen Rath hören? sagte der erste, so folgt Ihr mir heute nach Rom, ohne Angelica zu sehn. Die plötzliche Ueberraschung würde gefährliche Folgen haben. Ihr Bruder ist heftig und muß nothwendig erst vorbereitet werden. Ach, sagte Johann, was ist meine Hoffnung, meine Aussicht? Ich bin ein Unglücklicher, geschaffen, Unglück um mich zu verbreiten. Ich will sie noch einmal sehn, und dann will ich sterben! — Das ist ein heroischer Entschluß, sagte Ra-

phael, bereitet Euch auf das Schlimmste; um so größer wird die Freude seyn, wenn Euch das Bessere trifft. — Unter solchen Gesprächen kamen sie wieder nach Rom; an dem Thore nahmen sie von einander Abschied, und Johann musste angeloben, keinen Schritt ohne Raphael zu thun. Dieser versprach dagegen zu thun, was in seiner Macht stehe, und Johann bald zu besuchen.

Am nächsten Morgen ging Raphael ziemlich früh zum Vatican. Es war fünf Uhr und die Sonne stand noch kühl am Horizont. Der Künstler benutzte den stillen, kühlen Morgen zur Arbeit, bevor die zu heftige Hitze ihn hinderte. Er war gerade beschäftigt, Leo X. zu mahlen. Dieser muntre jovialische Papst erwartete ihn in seinem Zimmer mit dem rothen Schlafrock und dem kleinen Käppchen von derselben Farbe auf dem Haupte, wie man ihn noch in dem herrlichen Portrait sieht. — Guten Morgen, mein guter Sohn! — Dank, heiliger Vater! — Es ist eine schöne frische Morgenstunde,

— Ja, aber ich fürchte doch, wir erhalten Abends den Sirocco; die Luft ist drückend. — Nichts weniger, Raphael, sie ist erquickend. — Vielleicht liegts an mir, heiliger Vater. Ich kam gestern Abend spät zu Bett. Wollt Ihr, daß ich beginnen soll? — Sie setzten sich. Nach einigen Augenblicken begann der Papst mit einem freundlichen Lächeln: Du lebst zu unordentlich, mein Raphael! schadest deiner Gesundheit, mein Kind! Bedenk, was Gott dir anvertrauet hat. — Raphael legte den Pinsel nieder: O heiliger Vater, wenn Ihr so anfangt, so ist's besser, daß wir gleich wieder aufhören. — Nu, nu! Du bist kurz angebunden, mein Sohn! Es ist dein eigner Schade — und unsrer mit. — Diese Rede, sagte Raphael, passt hier gar nicht. Ich hatte gedacht den heiligen Leo, als freundlichen Vater zu mahlen, in dessen Augen man eben so wenig die Tyrannei der Hierarchie, als die Ruchlosigkeit so mancher der vorigen Hierarchen erblicken sollte. Wenn Ihr mir zuviel predigt, so steht, ehe wir's uns ver-

sehen, ein eifriger Mönch, statt eines Papstes mit Genie, auf meiner Leinwand. Leo lächelte und schüttelte sein Haupt. — Nun wirds schon besser, sagte Raphael. — Wenn man nur in Allem nachgibt! sagte Leo halblaut. Das ist nothwendig, rief Raphael! Es ist nicht möglich, eine Kunst mit Kraft auszuüben, ohne Zuversicht zu seiner Reife zu haben. — Wie sollte ich als Meister Leo mahlen, wenn ich selbst als Schulknabe vor ihm säße? — Man kann ein großer Künstler seyn, Raphael, doch — ein kleiner Mensch! Glaubt Ihr wirklich, wie die andern Heiden, daß unser Herr keine andere Schalen hatte, seine Kerne hinein zu thun, als wurmstichige? — Es ist ihr eigner Wurm, der sie sticht, sagte Leo lächend, Eitelkeit! — Die Schönheit hat auch Flecken, fuhr Raphael fort; und die Damen kleben deren auf die Haut, wo keine sind! — Lauter Witz, keine Gründlichkeit, sagte Leo. — Und wenn ich nun gesonnen wäre, meine Lebensweise zu ändern? fuhr Raphael fort, während er den Pinsel hinlegte, aufstand, eini-

ge Schritte zurücktrat und die Hand über die Augen hielt, um in weiterm Abstande seine Arbeit zu betrachten. Nu da, mein Sohn? fragte Leo neugierig. — Ihr habt mir so oft gerathen, mich zu verheirathen, heiliger Vater. — Ich glaube, du wirst in jeder Rücksicht dabei gewinnen, mein Sohn! — Ja, was kanns mir helfen, wenn ich's auch wollte? Meine Liebe ist unglücklich; und ich sehe mich auf ewig meiner Geliebten beraubt. — Liebt sie denn nicht wieder? — Sie liebt, wie sie geliebt wird. — Ist sie denn verheirathet? — Ja, leider! und das mit einem Manne, der sie erst nach dem Tode besitzen soll. — Ist sie Nonne, Raphael? — Sie ist Nonne, heiliger Vater. — Der heilige Vater lächelte. — Nach deiner Weise zu lieben, sagte er, wirst du eben sowol im Kloster als im Palaste Schönheiten finden, die dich einnehmen, aber kenne ich Raphael recht, so ist er keiner der Liebhaber, die sich aus Verzweiflung ertränken. — Aber, sagte Raphael plötzlich in einem andern Tone, mit der ihm so eigenen,

geschmeidigen Grazie, womit er auf eine seltene Weise vom leichtesten Scherz zum tiefsten Ernst überzugehen verstand; — aber heiliger Vater! wenn es nun ein Anderer wäre! Eine der stillern, düsteren Seelen, die nicht verstehen, auf dem Lebenswege Blumen zu pflücken, wo sie sich finden, sondern der sein Auge auf eine einzige holde Rose geheftet; würdest du ihm da wohl diese Rose versagen, wenn sie in deinem Blumenbeet stände? Würdest du nicht auch da der Schlüssel dich bedienen, die dir Sanct Peter anvertrauet, sowol damit zu lösen, als zu binden?

Leo begriff nicht, was er meine, und nun erzählte Raphael ihm die ganze Geschichte, mit aller der Wohlredenheit, und aller der Kraft, die sein Genie und das Gefühl, der Apostel der guten Sache zu seyn, ihm verliehen. Es half nichts, wie auch Leo protestiren mochte. — Bei diesen heiligen Mauern, rief Raphael, wo ich meine Zeit, meinen Fleiß, mein Feuer und mein Leben in deinem und der Kirche Dienst

aufgewandt habe; bei diesen Stanzen, deren bunte Wände von der Macht der Religion und ihren Wirkungen zeugen werden, wenn der Eifer für sie längst unter den Menschen abgekühlt und lau geworden! Bei allem diesem beschwöre ich dich, schenk mir diesen Mönch aus dem Kloster! und laß mich ihn mit seinem Mädchen vereinen! — Du bist Jesu Statthalter; wohl, so musst du Mirakel, wie er, thun. Berühre den Gichtbrüchigen, und laß ihn von seinem Lager des Kummers sich erheben; laß ihn, wie den Sohn der Wittwe von Nain von seiner Todtenbahre aufstehn; und hat er keine Mutter, die vor Freude über sein Auferstehn weinen kann, so wird's seine Geliebte um so mehr thun. — Aber es wird Aufsehn erregen, Raphael! Gerade in dieser Zeit, wo die Ketzerei so stark im Schwange geht. — Gerade um so viel eher! Er könnte ja mit seiner Angelica nach Deutschland flüchten! Seine Seele voll Sehnsucht könnte ja Luthers Lehre ergreifen, und sich von ihr hinreißen lassen, wenn seine Treue für dich

und die Kirche nicht eben so groß, als seine Liebe wäre. Fürchtest du das schlimme Beispiel? Laß es ein Geheimniß bleiben. Laß sie nach Arabien, nach Indien, nach Amerika, nach Palästina flüchten! Wohin du willst! Liebe findet überall ihr Vaterland. Wo zwei Liebende sind, Gesundheit, fruchtbarer Boden, ein kühler Hain, da ist ein Paradies! — Wie konnte Leo, dessen eigne Seele dem Schönen, dem Guten offen war, sich lange bedenken? Er ging zu seinem Schreibtische, nahm ein Stück Pergament — und binnen fünf Minuten hatte Raphael einen Brief in seinen Händen, der Johann seine Freiheit zurück gab, und ihm erlaubte, sich in Palästina zu verheirathen und niederzulassen, wenn er und Angelica vorher ihr Gebet am heiligen Grabe verrichtet, und die heiligen Stätten besucht. — — Feurig küsste Raphael des Papstes Hand, eilte dann mit fliegenden Locken zur Thüre. Gleich einer schwebenden Taube, rief er, eile ich zu meinen armen Liebenden, mit diesem Oehlblatte im Munde. Sie

sollen auf dem Ararat landen, und dir einen Altar erbauen und dich preisen, wenn sie den Herrn preisen. — Schöner Sünder! sagte Leo, indem er ihm nachblickte, und sich eine Thräne vom Auge trocknete.

Raphael eilte zum Hospitaliter Kloster mit der frohen Bothschaft zu Johann, aber traf ihn nicht. Er sey zum Kloster Grotta Ferrata gegangen, sagte man, und komme nicht vor Abend zurück. Raphael war ungeduldig, er konnte kaum den Untergang der Sonne erwarten. Da Johann auch nun noch nicht kam, überfiel Raphael ein panischer Schreck. Er setzte sich auf sein Pferd, und nahm den Weg nach Frascati, wohin, wie er nicht zweifelte, Johann durch die schöne Platanenalleen von Grotta Ferrata gewandert seyn musste. — Es war im Anfange mondhell, aber als Raphael Gonsalvos Hause sich näherte, ward es finstrer. Der Himmel überzog sich mit Wolken, und ein feiner Regen fiel. — Nun soll man noch dazu seinetwegen sich ein Fieber holen! sagte Ra-

phael ungeduldig, während er seinem Pferde die Sporen gab, und sich vorsichtig in seinen Mantel hüllte. — Bei diesen Worten ungefähr stand er an Gonsalvo's Thür. Er wollte ins Haus eilen, aber hörte zu seiner Verwunderung Geräusch im Garten. Rothe Pflaumen leuchteten hinter den Zweigen der Bäume, denen der Regen und die Wolken noch schwärzere Farbe, als die Nacht, gaben. Raphael sprang vom Pferde und eilte hin. Welcher Anblick! Im Gartengange lag Johann am Boden, leichenblaß. Gonsalvo stand, flammendroth von Zorn, über ihm, gleich einem Engel der Rache, mit blinkendem Dolch. Mit fliegenden Locken lag Angelica auf ihren Knien, und beschirmte mit ihrem Leibe ihres Geliebten Brust gegen den Stoß des Rasenden; und ein breitschultriger Kerl stand mit zwei brennenden Fackeln in den Händen, und betrachtete als neugieriger Zuschauer, ganz phlegmatisch die Scene.

Halt ein, rief Raphael; bist du rasend? Was willst du? — Ich will ihn tödten, rief Gon-

salvo; diesen Teufel, der meiner Schwester Ruhe geraubt, schwere Sünden auf ihr Herz geladen hat, und der nun noch dazu uns verfolgt, und die Gluth von Neuem anfacht, die fast gelöscht war. Ich will ihn lehren, den verzweifelten Mönch, was es heißt, ihr Rendez-vous im Garten zu geben, und das Glück einer Familie zu stören. — Raphael wandte sich zu dem breitschultrigen Kerl: Gib mir deine Fackeln, sagte er; die kann ich halten. Ergreif deinen Herrn, du hast Kräfte! Halt ihn ab von dem verzweifelten Schritt! wo nicht, so verklage ich dich als Mörder morgen beim Papste, und du bist vor Abend gehenkt. Der erschreckte Kerl ließ bei diesen Worten vor Angst die eine Fackel auf die Erde fallen, die andere reichte er Raphael, ergriff mit seinen großen starken Händen seines Herrn Arm und hielt ihn zurück. Obgleich Raphael zitterte, konnte er doch nicht umhin, diesen sonderbaren Auftritt zu betrachten. Der bleiche Johann, der ausgestreckt, wie ein Todter da lag; Angelica, die über ihm

schwebte, gleich einem freundlichen Schutzengel; Gonsalvo's flammende Erbitterung und das starke Phlegma des Hofknechts, der ihn in seinen Schranken hielt! Alles dieses in der Finsterniß der Nacht, von einer einzigen Fackel in des Künstlers Hand beleuchtet, und die andre ausgelöscht rauchend auf dem Boden; — während der Regen, gleichsam um den wilden Zorn abzukühlen, mild vom Himmel fiel; und die Blumen und Blätter des Gartens, gleich bangen Mädchen, mit Thränen auf den Wangen zitterten, und die Rosen stärker dufteten. — Alles dieses gewährte eine Nachtscene, die seine Phantasie nicht anders als beschäftigen konnte, vorzüglich, da der handfeste Kerl ihn in Rücksicht Gonsalvo's vollkommen sicherte, dessen Dolch vergebens in der Luft blinkte.

Nachdem Raphael lange genug diese mahlerische Gruppe betrachtet, trat er vor Gonsalvo und sagte: Gonsalvo, sey ein Mensch! Dämpfe deinen Zorn! Bei unsrer Freundschaft, bei der Achtung, die du mir zu erweisen pflegst, schwöre

ich dir: Johann ist unschuldig! Und Ihr sollt Alle glücklich werden, so unmöglich es auch scheint. Ich schwöre dir's bei meiner ewigen Seligkeit! Willst du mir nun glauben?

Bei dem Anblick Raphaels mit den offnen freudebringenden Blicken schwand plötzlich Gonsalvos Raserey. Er war gewohnt diesen großen Mann als seinen guten Genius zu betrachten; er fühlte sich geehrt durch seinen Umgang, beglückt durch seine Freundschaft, und war gewohnt blindhin auf ihn zu bauen, wie auf einen Gott. Was Wunder, daß es ihm glückte, den blinkenden Dolch seiner Hand zu entreißen, und auf den Boden zu werfen. Geh auf dein Zimmer Gonsalvo, sagte Raphael, und zähme deinen Zorn! In einem Augenblick komme ich zu dir, wenn du ruhiger bist, und heiß mich einen Betrüger, wenn ich dich nicht vollkommen zufrieden stelle.

Während Gonsalvo entfernt war, mussten Johann und Angelica Raphael erzählen, was vorgefallen. Johann, der gänzlich verzweifelte,

jemals mit seiner Geliebten in dieser Welt vereinigt zu werden, hatte beschlossen, sie noch einmal zu sehen und so sein kummervolles Leben zu enden. Mit einer Cither unter seiner Kutte, wanderte er Morgens zu dem schönen Frascati, und hielt sich den Tag über in dem kühlen Walde daneben auf. Hier am Landwege, der durch den Wald führt, traf er die zwei kleinen Engel, ihre Brudersöhne. Er schenkte ihnen die wenigen Bajocks, die er bei sich hatte, und dagegen erzählten sie ihm, was sie von ihrer Schwester wußten, die sie die junge Base nannten. Aus dieser Mittheilung erhielt Johann vollkommne Gewißheit, daß sie ihn noch mit aller ihrer Zärtlichkeit liebe. Er küßte mit Thränen die kleinen Knaben und ließ sie zurückgehen. Als die Nacht einbrach, ging er mit der Cither zu Gonsalvos Garten. Der kleine Leo hatte erzählt, daß ihre Kammer an den Garten stoße, und des Bruders dagegen an den Landweg. In der sternenhellen Nacht erhob Johann seine Stimme. Angelica, deren Schlaf leicht, wie der des

Vogels war, erwachte. Wie musste ihr zu Muthe werden, als sie folgenden Gesang hörte, den Thränen erstickten:

Erwach' aus deinem sanften Schlummer!
Die süße Qual
Zum Letztenmal
Sing' ich sie dir, und meinem Kummer.
Noch seufzt der Pilger an dem Strand;
Bald ist er im gelobten Land.

Und deine kleine süße Blume
Vergißmeinnicht
Mit blauem Licht
Blüht wieder dort im Heiligthume.
Der blaue Himmel schließt uns ein;
Da wird die Liebe glücklich seyn.

Sie legten in den Sarg dich nieder.
Mit neuer Lust
An meiner Brust
Erwachtest du mit Liebe wieder.
Unglückliche vereint das Grab;
Wohlan! ich steige gern hinab.

Erbleiche nicht, sey nicht erschrocken
Wenn sich dir weist
Mein irrer Geist
Mit Schilf und Kieseln in den Locken.
Der Taucher sinkt ins bittre Meer,
Weil er die Perle liebt so sehr.

Der große Kelch, er steht bereitet!
Jetzt unverzagt!
Die reine Magd
Hat mich durchs Leben treu begleitet.
Im Himmel find' ich wieder ja
Maria, wie Angelica!

Bei diesen Worten warf er, mit hervorbrechenden Thränen, seine Cither von sich, lauschte einen Augenblick — und da er nichts hörte, sagte er: so gehe ich denn in den Tod ohne dein Lebewohl! Dann wollte er fort eilen, aber in demselben Augenblick öffnete Angelica die Thür und lag in seinen Armen. Der mitternächtliche Mond sah ihre Seligkeit, und die Rosenhecke, welche die Cither in ihren Zweigen

aufgefangen und verhindert hatte auf den Boden nieder zu fallen, zitterte vor Freude. Da sang die Nachtigall in jenen wunderbar steigenden und sinkenden Tönen, die mehr als des Dichters Wort die Gefühle der Liebenden ausdrücken.

Wie diese Freude durch den fallenden Regen und durch Gonzalvos Zorn gestört war, haben wir gesehen; aber wir haben auch durch Raphaels Kommen den Himmel sich wieder aufklären sehen. Es geht oft mit dem Unglück, wie mit einer gefährlichen Krankheit; sie steigt bis zu einem gewissen Grade; kann der Mensch sie geduldig ertragen, so athmet er wieder leicht, wenn die gefährliche Crisis überstanden.

Der päpstliche Brief brachte Alles in Ordnung, aber da es in der Zeit der heftigsten Hitze war, so ward beschlossen, theils Angelicas Gesundheit zu schonen, theils sie nicht zu plötzlich aus dem Schoße ihrer Familie zu reißen, daß die Reise erst im nächsten Frühjahr vor sich gehen solle. Die Zeit kam. Mit Thränen ris-

sen sich die Liebenden aus den Armen des Bruders und Freundes; schluchzend hingen der kleine Leo und Urbino an dem Halse der Base. Aber Liebe folgte ihnen, und tröstete beim Verlust. Beim Abschied brachte Raphael eine Börse voll Zechinen vom wohlthätigen Papst. Er und Gonsalvo begleiteten sie nach Pisa, wo das Schiff ihrer wartete.

Die Fahrt über das Meer war leicht und glücklich; es war als ob Neptun und Aeolus lächelten, während Venus auf ihrer leichten Muschel über des Meeres Oberfläche hinglitt. In Joppe trafen sie glücklicherweise einen Trupp Pilgrimme und einige deutsche Ritter, mit denen sie die Reise nach Acre fortsetzten. Der Weg, der sich hier am Meere hinschlängelt, mit einem kleinen Fluß und verschiedenen Sümpfen, ist gefährlich. Der Wind wirft häufig Sandberge auf; hinter diesen verbergen die Araber sich, um auf ihre Beute zu lauern. Unsre vorsichtigen Reisenden liessen immer einen Reiter mit einem Fähnlein auf der Lanze voran

galloppiren, um Winke zu geben, sobald Gefahr bevorstehe. Es dauerte nicht lange, bis die Lanze, welche vorher gesenkt gewesen, sich in die Luft erhob. — Fürchte nichts, meine Geliebte! rief Johann, der, gleich den Rittern, mit Flinte, Pistolen und Säbel versehn war, und sich mit natürlichem Anstand und Kraft auf seinem Pferde hielt, welches bewies, daß er hier mehr an seinem Platz sey, als im Kloster. Fürchte nichts, rief er feurig mit einem kecken und bekümmerten Lächeln. Der alte deutsche Ritter, der neben ihm ritt, vergnügte sich über ihn, und wollte sich gerade in ein Gespräch mit ihm einlassen, als ein Haufe Araber mit ihren Lanzen angesprengt kamen, in einiger Entfernung von den Reisenden hielten und riefen: sie sollten ihnen ihr Geld und die schönen Fränkinnen geben, so wolle man sie weiter ziehn lassen. Der Araber hatte kaum dies Wort ausgesprochen, als er todt vom Pferde stürzte. Johann hatte ihn ins Herz getroffen. Kaum sahen die Andern dieses, als sie mit

ihren Lanzen umkehrten, ihre Renner ansporn-ten und die Flucht ergriffeu. — Recht, junger Mann, rief der alte Ritter! Dir sitzt das Herz am rechten Fleck. Bist du ein Ritter? — Nein, gestrenger Herr! — Ein ehrsamer Knapp? — Ebensowenig. Ich bin ein Hand-werksmann! — Man sollte glauben, Waffenge-bar wäre dein Handwerk! — Ach! das war ein glücklicher Zufall, antwortete Johann, und eilte zu seiner Angelica. — Das ist in Wahrheit ein schönes Mädchen, sagte der alte Deutsche zu den Uebrigen. Wie anmuthig sie da auf ihrem Esel sitzt, mit dem breiten Pilgrimshute, dem weissen Stabe, und den Muschelschalen über dem braunen Mantel. Glaubt mir, das wäre ein Leckerbissen für Solimanns Harem gewesen. Recht junger Christ! daß du das Vorhaben der Araber zu Schanden machtest. Diese Räuber sind eben so bang für ihre Haut, als begierig nach Beute.

So kamen sie, ohne sonderlich weitre Aben-teuer, glücklich über Rama und Gaza, durch

Samaria nach Jerusalem. Auf einem Berge in dem Dorfe Columi entdeckten sie die heilige Stadt, und zogen, nachdem sie ihr Gebet verrichtet, in das Thor von Damascus ein. Am folgendem Tage eilten sie zur Kirche des Grabes, wo sie eingelassen wurden, nachdem sie den wachthabenden Janitscharen, die am Eingang saßen, ein für alle Mal die vorgeschriebenen vier und zwanzig Piaster bezahlt. Nun standen sie in dem ovalen Tempel; im Hintergrunde des mittlern Schiffs blinkte ihnen der Hochaltar entgegen, mit seinen Silbergittern, Leuchtern und Kostbarkeiten, übersäet mit Perlen und Edelgestein. Gerade über in dem andern Hintergrunde stand Christi Grab, von vier starken Pfeilern und zehn Marmorsäulen im Viereck eingefaßt, mit einer Galerie darauf, und einer runden mit Messinggitter versehenen Oeffnung im Boden. Die Mosaikbilder an den Wänden von den zwölf Aposteln, der heiligen Helena und dem Kaiser Constantin, hatte der tägliche Rauch von den unzähligen Wachslichtern unkenntlich

gemacht. Vor Gottfried von Bouillons schöner Grabstätte vorbei gingen sie zu der des Heilands. Aber wie einfach und unansehnlich war die nicht? Eine kleine ausgehauene Felshölung, inwendig mit einem Tische von Stein, wo nur drei Menschen zusammen stehen konnten. Ein heiliger Schauer ergriff unsre Liebenden, als sie unten im Grabe vor der Steinplatte standen, die des Erlösers Leichnam getragen. Ueber der Platte hing ein altes Bild, welches die Auferstehung vorstellte. Aber ein eignes betäubendes Gefühl zwang sie bald wiederum aus dem Grabe herabzusteigen. Alles Räucherwerks ungeachtet, welches angewandt ward, war es nicht möglich, einen gewissen unangenehmen Geruch von dem fetten Rauch, der sich an die Wände setzte, zu vertreiben. Johann und Angelica athmeten leichter, als sie wieder in der Kirche standen. Es kam ihnen gewissermaßen vermessen von den Menschen vor, dem Allerheiligsten und der Seligkeit sich so körperlich nähern zu wollen, wozu erst der Tod den Weg öffne,

und Verklärung geschickt mache. Mit diesen Gefühlen gingen sie an einem seltsamen Bilde in der Abyssinischen Capelle vorbei. Hier hing Christus als Neger, am Kreuze; Johannes und Marie, die an seiner Seite standen, waren ebenfalls schwarz; dagegen war der Teufel, an den Fuß des Kreuzes gebunden, als großer weisser Mann vorgestellt, dessen Zähne und Augen nur die Farbe der Nacht hatten. — Jeder denkt sich das Heilige auf seine Weise! sagte Johannes zu Angelica. Dieses Bild ist eine Satyre auf die Leichtgläubigkeit, womit man alle alten Legenden für Wahrheit angenommen. — Rede nicht so, mein Freund! sagte Angelica. So lange der Mensch lebt, klebt er am Irdischen. Heil ihm, wenn er versteht den Himmel damit zu verbinden. Es ist süß auf diesen Stellen zu wandern, wo Jesus gewandert. Es ist heilig, zu schaudern, wo sein bleicher Leib ausgestreckt im Tode gelegen. Diese heilige Stätte stärkt meinen Glauben, meine Hoffnung und meine Liebe. — Sie sank auf ihre Knie

nieder, und ihre Worte schmelzten Johannes Herz; denn er theilte ihre Gefühle; aber die Drangsale, welche er in den Fesseln der Kirche ausgestanden, machten ihn gegen die heiligen Schönheiten der Religion zuweilen ungerecht und bitter.

Am nächsten Tage, der ein Palm-Sonntag war, weihete der Guardian die Palmzweige in der Morgenröthe ein, und nachdem er sie unter die Pilgrimme und Mönche vertheilt, ging die Prozession dreimal um die Kirche. Dann ward eine Messe am heiligen Grabe gelesen, wo ein Jeder das Sakrament des Abendmahls von der Hand des Guardian empfing. Nun ging der Zug hinaus nach Betphage, wo der Guardian sich auf eine Eselin setzte, und seinen Einzug, gleich dem Heiland, in Jerusalem hielt. Mönche und Pilgrimme stellten die Apostel vor, und das Volk folgte und sang: Hosiana, du Sohn Davids.

Am Charfreitage war der Altar des Grabes mit gelber Seide (der Farbe des Todes) über-

zogen, und voll von Perlen und Edelsteinen. In einem großen Gange am Tempel hielten sie ihre Fastenmahlzeit. Auf ausgebreiteter Strohmatte machten Brot, Kräuter, Salz und Wasser die Mahlzeit aus. Dann wanderte man gen Golgatha. Ein Mönch trug das Kreuz. Der Zug ging an den Kapellen der Geisselung, Verspottung und Kreuzigung vorbei, und machte endlich an der Höhle des Kreuzes oben auf dem Berge Halt. Bei den verschiedenen Andachtstätten ward in lateinischer, griechischer, italienischer, deutscher und französischer Sprache gepredigt. Während der Predigt ward das Cruzifix vom Kreuze abgenommen, dann wieder angeheftet, auf dem Golgatha aufgerichtet, herabgenommen, gesalbt, in die Kirche getragen, und in das Grab auf die Steinplatte gelegt. Nun wurden alle Lampen gelöscht, und in dieser Finsterniß beteten die Andächtigen mit bittern Thränen, während die Menge sich geisselte, und die Mönche ein feierliches Miserere sangen.

Johann und Angelica theilten das fromme Entzücken. Es ist so natürlich, daß der Mensch die ihm wichtigen, geliebten Augenblicke zurückzurufen sucht, daß er sich mit Leib und Seele in die merkwürdigen Lagen versetzen will, die er nicht selbst erlebt. Dieser Trieb gibt Veranlassung die schönste, edelste Kunst zu üben. Aber ohne Vernunft wird es geschmacklos und widrig, und also ohne Andacht. Johann und Angelica waren zu verständig, um an der Farce Behagen zu finden, welche die griechischen und armenischen Mönche am ersten Ostertage mit dem heiligen Feuer spielten, von dem sie dem Pöbel einbildeten, daß es vom Himmel gefallen, und zu dem dieser in größter Unordnung und Zügellosigkeit sich hindrängte, um Funken davon zu erhalten, bis der gewaltige Stab der Janitscharen sie wieder trennte und aus einander trieb.

Nachdem unsre Liebenden die Merkwürdigkeiten in Jerusalem beschauet, beschlossen sie, eine Reise zu den heiligen Orten zu machen,

theils sie zu sehen, theils den frommen Mann aufzufinden, der sie trauen sollte. Es war nämlich ausdrücklich im päpstlichen Briefe bestimmt, daß sie, sich trauen zu lassen, zu dem italienischen Mönch in Palästina gehen sollten, der für den frömmsten Christen anerkannt werde, und das strengste Leben führe. Dieses war nach Aller einstimmiger Aussage Bruder Jordanus; aber er wohnte auf jener Seite Jericho's, auf dem Vierzigtagsberge — einem fast unzugänglichen Fels in der öden Wüste, wo Christus vom Teufel war versucht worden.

Durch das Josaphat=Thal zogen sie von Hakeldama über Gethsemane zum Oehlberge; aber fanden nicht den Schatten, welchen sie erwartet. Es war fast kein Oehlbaum mehr vorhanden; nur einige andächtige Pilgrimme gingen in der Hitze umher, und sammelten sich kleine rundgeriffelte Kiesel vom Boden auf. Sie glichen Oliven, und die Legende erzählt, daß sie bei Christi Tod versteinert von den Bäumen gefallen. Von hier kamen sie zu den Gräbern

der Propheten, einer Reihe natürlicher Felshöhlen. Die Höhle des Propheten Jeremias, in der Mitte unterstützt von einem ausgehauenen Steinpfeiler, lag am meisten abseits. Hier war es, wo er seine Klaggesänge gedichtet und die Worte: O alle Ihr, die Ihr vorübergehet! an die Vorübergehenden gerichtet hatte.

Gerade als der Führer ihnen dieses erzählte, wurden sie von einem wunderbaren Auftritt unterbrochen. Ein hoher bleicher Mann, in einer braunen Kutte, mit einer Schnur um die Hüften befestigt, mit entblößtem Haupte und flatternden Locken, trat vor in die Oeffnung der Höhle und rief: Wie liegt die Stadt so wüste, die voll Volks war? Sie ist wie eine Wittwe; die eine Fürstin unter den Heiden und eine Königin in den Ländern war, muß nun dienen. Sie weinet des Nachts, daß ihr die Thränen über die Backen laufen.

Mit diesen Worten schlug er verzweifelnd seine Hände über dem Haupte zusammen, und verschwand in der Höhle.

Johann und Angelica schauderten. Sie glaubten wirklich den Propheten Jeremias zu sehen. Aber der Führer sagte: Der Mann, den Ihr da sehet, ist gerade der, den Ihr suchet. Es war der fromme Bruder Jordanus. Wenn er nun nicht wäre, wie er ist, so könntet Ihr sogleich Erfüllung Eurer Wünsche erhalten. Aber das ist unmöglich. Er macht seine Wanderung um die heiligen Orte; bei seinem Aufenthalt in diesen Ruinen wird er immer so entzückt, daß er verschiedene Sprüche der Propheten ausruft. Dieses war der Anfang der Klaglieder Jeremiä, die er auf die Christen anwandte und die Türken, die nun leider wiederum Jerusalem in ihrer Gewalt haben. Ich habe ihn auf dem Berge Carmel als Elias predigen, und im Walde, auf jener Seite Bethlehem bei der Johannishöhle, Heuschrecken und wilden Honig essen sehen. — Bei diesen Worten drückten Angelicas Mienen Abscheu aus. O, meine gute Jungfrau, sagte der Führer, es ist nicht so schlimm, wie Ihr glaubt. Es ist hier nicht

ungewöhnlich, geröstete Heuschrecken zu speisen; ich habe es oft gethan, ohne deswegen ein Heiliger zu seyn. St. Johannes machte freilich wohl nicht eben so viele Umstände damit, er aß sie roh. Was den Honig betrifft, so ist er hier in den Baumstämmen und Felsklüften weit besser, als in Europa in den Körben. Er ist süßer und erhält von den Blumen, welche die Bienen im Walde aussaugen, einen feinern Geschmack. Unter solchen Gesprächen zogen sie weiter. Der Führer versicherte, daß Bruder Jordanus von Niemanden Besuch annehme, ehe er in seiner Eremitenhütte auf dem Vierzigtagsberge zurück sey, und da würden sie ihn treffen, wenn sie zuerst bei den Gräbern der Könige Juda's gewesen, die er ihnen nun zeigen wolle.

Eine Viertelmeile davon kamen sie zu einem großen in die Klippen gehauenen Viereck, an welches die alten Grabstätten, wie Zellen an einen Klostergang, stießen. Die meisten waren leer; einige wenige Steinsärge standen hier und

dort, mit aufgestellten Zierathen. Die lange Zeit hatte längst alle Beingerippe zu Staub zermalmt. Aber das Merkwürdige in diesem Todtenpalaste war die Ordnung und Sauberkeit, womit man diese plumpen Steinmassen zu behandeln gewusst. Das Gesimse und seine Kränze waren so niedlich ausgearbeitet, als sey es vom weichsten Holze gewesen; und die Thüren mit ihren Hespen mussten aus einem Stücke mit der Klippe selbst gebauen seyn; denn es wäre sonst unmöglich gewesen, nachher die Hespen in die Höhlungen des nicht nachgebenden Gesimses zu befestigen.

Von hier ging der Weg nach Jericho; aber als sie hörten, daß Bruder Jordanus noch nicht angekommen, machten sie noch einen kleinen Umweg zum todten Meere. Johannes schwamm auf seinem Esel in den See hinein und steckte seinen Spieß in den Grund, wo noch Ruinen des versunkenen Sodoms hervorragten. Er steckte sein Messer in den hervorragenden Pfeiler, und fand ihn morscher als Kohlen. Das Was-

ser war klar, aber bitter; im Sturme ward es schwarz und die Wogen warfen Erdpech ans Ufer.

Diese traurige Gegend hatte etwas so Niederschlagendes, daß unsre Reisende sich beeilten, je eher je lieber, vor einbrechender Finsterniß, nach Jericho zurückzukommen. Während die Sonne unterging, beleuchtete sie stark ein ziemlich langes Stück Crystall, welches um ein Felsstück am Ufer sich befand, und einem großen Eiszapfen glich. Was ist das? fragte Angelica den Führer. — Seht Euch nicht um; die Arme! sagte er. Sie ward hart genug bestraft für ihre Neugierde, und steht darum zur Warnung für alle Eva's Töchter. Angelica schauderte und verbarg, während sie an der Salzsäule vorbeitritt, ihr Gesicht in ihrem Mantel. Aber als sie zwanzig Schritte davon entfernt war, konnte sie sich doch nicht enthalten, durch den Schlitz des Mantels zu gucken, und zurück zu sehn. Da nun in diesem Augenblick die Wogen heftiger an's Ufer schlugen, so stieß sie unwill-

kürlich einen Schrei aus, worüber Johann und der Führer lächeln mussten. Da sieht man, was es half! — sagte der Letztere.

Am nächsten Tage begab sich Johann auf den Weg zum Vierzigtagsberg; aber da ein Jeder Angelica versicherte, daß es ihr unmöglich seyn würde, diesen steilen Fels zu ersteigen, so blieb sie in Jericho bei einem Paar guter, alter christlicher Leute zurück, die sie gastfrei aufnahmen. Hier brachte sie die Zeit damit hin, in den großen schönen Gärten, neben dem Quell des Propheten Elisa, zu sitzen. Wenn die Sonne am heftigsten im Zenith brannte, saß sie unter einem breiten dickbelaubten Feigenbaum, der des Wassers frische Kühle erhielt. Hier erheiterte es sie, während die Wanderer auf ihrem Wege keuchten, hinab in das kühle Steinbecken zu schauen, wo Fische und Krebse sich wollüstig im nassen Element tummelten, und so zahm waren, daß sie zum Rande kamen, wenn man sie mit Brodkrumen lockte.

Johann ging es anders. Gewaltig öde und

versengte Felsen musste er erklimmen, seine Füße in die Löcher setzend, die in die Klippe gebohrt waren. Bei jedem Schritt rasselten ihm Kieselsteine nach. So kam er endlich zu einem kleinen Feldsteige. Aber hier ward es noch schlimmer. Der feste Grund verwandelte sich in einen schlüpfrigen Lehm, wo er jeden Augenblick in Gefahr kam, hinab in den Abgrund zu gleiten. Endlich ward es wieder fester; aber nun musste er sich an der Felswand halten und sich wohl hüten, nicht in den furchtbarn Schlund hinabzublicken, um nicht zu schwindeln. So erreichte er die Höhe, wo umringt von Felsspitzen, und beschattet von Klippenstücken die Eremitenhütte stand; ihr kleiner Vorhof war mit Gras bewachsen. Aber was schildert Johanns Bestürzung, als er mitten auf dem Rasenplatz eine Hellebarde aufgepflanzt sah, mit einem daran gehefteten Pergament, worauf er las: Ne inducas nos in tentationem, sed libera nos a malo. Er kannte sie nur zu wohl. Es war die Hellebarde, womit vor drei Jahren sein

Bruder ihn im Rücken verwundet. Es währte nicht lange, bis der Eremit seine Hütte öffnete und sie einander in den Armen lagen. Was soll ich vergebens versuchen, die abgebrochnen Laute, die Verwunderung und das Entzücken auszudrücken, den Zweifel und die Bestürzung, die sich ihrer bemächtigten als sie einander erblickten? Welche Seligkeit ihre Herzen erfüllte, als sie Widerwärtigkeit und Drangsal in Glückseligkeit sich verwandelt sahen. Sie umarmten einander am Rande des Abgrundes, und wo der Teufel Jesus versucht, da zerstörte nun die ewige Liebe des Versuchers Macht aufs Neue. Johanns und Martins Kummer waren geendet.

Daß es Gewissensbisse waren, die Martin zu dieser Reise, diesem Aufenthalt, dieser strengen Buße gebracht, sieht man leicht. Eine tiefe Melancholie bemächtigte sich seiner oft so heftig, daß sie mehrmals in Wahnsinn überging. Dieser bestand darin, daß er sich bald für den einen, bald für den andern merkwürdigen Helden des

alten oder neuen Testaments hielt, nach Verschiedenheit der Orte, wo er sich aufhielt. Und dieses ist nicht so wunderbar, wenn man die religiöse Leidenschaftlichkeit bedenkt, die aus diesen Schriften athmet, verbunden mit einer bittern Unzufriedenheit über die Begebenheiten der Zeit. Wenn er nach einer solchen Reise in seine Hütte zurückkam, sank er bleich und ermattet auf sein Lager nieder; eine stille Wehmuth bemächtigte sich seiner; die Erinnerung an sein vorhergehendes Leben stand klar vor ihm, und er war da ganz er selbst. In einem solchen Augenblicke traf ihn Johann und brachte ihm seinen schönen Trost.

In Jericho unter dem breiten Feigenbaum am Quell der Propheten Elisa und Johannes ward Johannes und Angelicas Vermählung gefeiert. Martin weihete sie. Das junge Ehepaar vermochte ihn dazu, den furchtbaren Fels zu verlassen und zur Höhle Johannes des Täufers zu ziehen, die in einem der wildesten aber zugleich schönsten und gesundesten Wälder Pa-

lästina's an einem schönen Quell liegt. In der Nähe seiner Eremitenhütte baueten sie sich ein Haus, im Schatten einer Menge von Brotbäumen. Dieser herrliche Baum hat einen Stamm von mäßiger Dicke, weit ausgebreitete Zweige, große, starke, saftige Blätter, den kühlsten Sonnenschirm, den man sich wünschen kann; die rothen Blumen verwandeln sich mit der Zeit in eine Schalfrucht, deren Mark, wenn es schwarz und reif ist, einen angenehmen Geschmack hat und das Herz stärkt. Hier in dieser schönen Einsamkeit, wo die Aussicht bezaubernd war, die Luft rein und gesund, die Gegend kühl und fruchtbar, brachten sie ihr Leben hin; an demselben Ort, wo Johannes Ruf in der Wüste gehört und dem Herrn sein Weg bereitet ward. Die Natur gab ihnen Brot, Quellwasser, eine Hütte, Wurzeln und Kräuter, und fettes Vieh auf der Weide, gleich wie es ehemals Abraham gehabt. Das Wenige, welches nun noch erfordert ward, verdienten sie, indem sie Pilgrimskleider verfertigten, die

sie den Frommen verkauften. Johanne verfertigte Schuhe, Angelica Mäntel und nähete mit ihren weissen Händen Muschelschalen darauf.

Es währte nicht lange, bis sie einen kleinen Leo hatten, und einige Jahre darauf einen Urbino, benannt wie die beiden Geschwisterkinder in Europa, nach dem guten Papste und dem guten Künstler. Martin taufte sie im Jordanstrom, an demselben Ort, wo Johannes Christus getauft. Viele Reisende wussten zu erzählen von dem glücklichen Ehepaare an der Johanneshöhle. Raphael erhielt manchen freundlichen Gruß. Mit der Zeit hörte man auf, von ihnen zu reden. Nach eines Menschenalters Verlaufe war Niemand mehr dort, der Pilgrimskleider nähete. Aber man fand drei mit Blumen bekleidete Gräber an der Johanneshöhle, und man sah einst zwei junge Helden am heiligen Grabe knieen und den Ritterschlag empfangen, von denen der eine Leo, der andere Urbino hieß.

Der Eremit.

Es war ein etwas kalter, aber klarer und lichtblauer Septembertag, als Theodor und Susanne durch den Wald fuhren, den Vater der Neuvermählten, den Eremiten, auf dem Harze zu besuchen, seinen Segen zu empfangen, und ihn mit sich nach Schwaben zu nehmen. — Wie wird es den Alten freuen, sagte Theodor, daß sein Schwiegersohn mit ihm aus einem Lande ist, und daß er im Großvaterstuhle sitzen kann, wo er als Kind spielte. — Unser Kummer hat sich in Freude aufgelöst, sagte Susanne. Das Einzige, was mich bekümmert, ist meines Vaters Alter; bald steht uns das Schicksal bevor, ihn zu verlieren. — Vorher soll er froher Tage in den Armen seiner Kinder sich erfreuen! rief Theodor. Der Tag ist oft gewitterschwer und finster, aber am Abend klärt sichs auf; die

Wolken zertheilen sich, die untergehende Sonne breitet ihre Strahlen aus, und verbrämt die traurigen Massen mit ihrem Purpur; ein schöner Hoffnung=Regenbogen schlägt seinen feierlichen Kreis, gleich einer einladenden Ehrenpforte zur Seligkeit. So sey deines Vaters Leben! — Wie wirds uns freuen, ihn in dem hübschen kleinen Waldhause zu sehn, sagte Susanne. — Lebt er denn als wirklicher Eremit der alten Zeit? fragte Theodor. — Auf keine Weise, mein Freund; fern ist's von ihm, Aufsehn erregen zu wollen. Wenn du seine Geschichte hörst, wirst du sehn, daß nicht Neigung, sondern Noth ihn in diese Lage versetzte. — Er hat ja seine eigene Geschichte niedergeschrieben? Ja, und versprochen, sie uns den ersten Abend, an welchen wir ihn sehen werden, vorzulesen! — O laß uns eilen, rief der rasche junge Mann; und die muthigen Pferde zogen mit verdoppelter Schnelligkeit den schönen Wienerwagen durch den Wald der Gegend zu, wo des Greises Wohnung sich befinden sollte. Theo=

dor hatte ihn nie gesehn. Vor einem halben Jahre lernte er Susanne bei einer wohlhabenden Freundinn kennen. Auch Susannen hatte ihren Vater in dieser Hütte nicht besucht. Er pflegte jährlich zweimal zu Fuß nach der Stadt, wo sie wohnte, zu wandern, sie zu besuchen.

Um zum alten Franz zu kommen, mussten sie erst durch ein Dorf fahren, welches im Walde an einer Außenseite lag. Als sie zur niedlichen kleinen Kirche kamen, stand der Küster in seinem schwarzen abgeschlissenen Rocke in der offenen Pforte. Ist hier Gottesdienst? fragte Theodor! — Es ist eine arme Leiche, antwortete jener, und Theodor ließ den Pferden den Zügel nach. Es hat etwas Niederschlagendes, sagte er zu Susanne, ein Leichenbegängniß in der blühenden Natur zu sehn. — Die Natur lebt, und der Mensch, welcher doch der Schöpfung Herr seyn sollte, muß das schöne Licht verlassen. Die grünen Bäume schauen mit stolzer Verachtung auf des Sarges Deckel nieder, und blühen noch unzählige Sommer mit

jungem Laube über den liebenden Kindeskindern, die unter demselben Schatten, wo der Greis als Kind spielte, einander finden. — Doch der Baum liebt nicht, Theodor! und mit ganz andern Blättern, einer ganz andern Krone beschattet er unsre Nachkommen. — Aber Susanne, es ist doch immer derselbe Baum. — Gibt es ein schöneres Bild der Unsterblichkeit? rief sie. Beweist nicht gerade der Baum, daß die unsichtbare kräftige Seele über dem sichtbaren Körper steht? — Theodor lächelte und drückte die Hand seines jungen, philosophischen Weibes. Man sieht, meine Susanne hat Nutzen davon gehabt, mit den Berliner Denkern umzugehen sagte er. — Spottest du meiner? fragte sie ironisch-zornig. — Nein! es freut mich, daß meine Geliebte denkt; um so reiner fühlt sie. Und du weißt selbst, ich bin deiner Meinung. Der Verstand zweifelt zuweilen, wenn Phantasiebilder ihn schrecken; aber andre schöne Vorstellungen verdrängen schnell jene und stimmen das Gefühl zur Hoffnung. Auch

der Zweifel hat seinen Nutzen! Ohne ihn würde unser Geist nicht gespornt werden. Wir gingen da wie Kinder am Gängelbande des Instinkts. — Selbst der Schreck, der zuweilen den Menschen befängt, ist göttliche Gabe, und wird dann erst Wurzel des Bösen, wenn er des guten Herzens entbehrt.

Unter diesem Gespräche, welches sie in eine ernste Stimmung versetzte, kamen sie der Hütte näher. Hier fing der Wald an so dicht zu werden, und der Boden so uneben, daß sie nicht weiter fahren konnten. Sie stiegen ab, liessen den Wagen in des Dieners Händen, und wandelten mit klopfendem Herzen den beschriebenen Weg. Plötzlich hörten sie langsame Psalmentöne eines sich nähernden Leichenbegängnisses; und es dauerte nicht lange, bis sie einen hellgelben Sarg sich durch die grünen Büsche bewegen sahen. Er ward von vier Bauern getragen; vier alte Männer in schwarzen Mänteln machten das Gefolge aus, und einige Schulkinder gingen voran und sangen:

Der grüne Baum verliert sein Laub;
Es welkt, und fällt, des Winters Raub.
Bald blühn ihm neue Kränze.
So welk' auch ich im dunkeln Wald!
Doch grünen werd' ich wieder bald
In jenem, ew'gen Lenze.

Der Vogel schwingt die Flügelein
Und eilt vom kalten nord'schen Hain
Nach Südens Blumenwiese;
So flieg' auch ich, wenn Alles kalt,
Durch meines Glaubens Allgewalt
Nach Gottes Paradiese.

Der Schmetterling vernimmt das Licht,
Er seine dunkle Larve bricht
Und breitet seine Flügel.
Noch kriech' ich hier — wie er, ein Wurm;
Bald schwing' ich mich durch Nacht und Sturm
Nach jenen Sonnenhügel.

Du, der nicht deinen Sohn vergisst,
Laß mir, o Meister! Jesu Christ!
Die Hoffnungsternlein funkeln.
Charfreitag bringt den blassen Tod:
Doch Ostern glüht so morgenroth;
Dann steig' ich aus dem Dunkeln.

Nun, Freunde, senket mich hinab!
Die Glocke ruft, es harrt das Grab
Dort unter jenen Buchen.
Die Kinder lieben mich so sehr!
Und — finden sie die Hütte leer —
Sie werden hier mich suchen!

Susanne hatte kaum den Sarg gesehn und den Gesang gehört, als sie davon überzeugt war, daß es ihr Vater sey. Haltet! rief sie, indem sie sich vor dem Leichengefolge niederwarf. — Haltet ein! Laßt mich ihn noch einmal sehen, ehe er in die dunkle Grube sinkt. Habt Mitleid mit einer Tochter Schmerzen! Als sie hörten, wer Susanne sey, setzten sie sogleich den Sarg nieder. Es war gerade in der Nähe eine Bank unter einer Eiche, wo der alte Franz zu weilen pflegte, wenn er Abends seinen Spaziergang machte. Hier setzte man ihn zum letzten Male nieder. Es war ein schöner Anblick, die reizende junge Frau knieend den Sarg an ihre schwellende Brust drücken zu sehn, während die blauen Augen zum blauen Himmel

Himmel empor starrten und ihre broncefarbenen Haarflechten in vollen Ringen über die runden Schultern glitten.

Das ist nicht mehr als billig, sagte der alte Tischler Wolf, des Eremiten Freund — (er hatte selbst seinem Kameraden den Sarg verfertigt, und folgte ihm nun zur Erde.) — Das ist nicht mehr als billig, sagte er, indem er in die Tasche griff und seinen Schraubenzieher suchte, so sehn wir Andre ihn doch auch noch einmal. Das Alter hat seine Säfte ausgezehrt; nichts Widriges ist an seiner Leiche. — Er ging aus wie ein Licht, und liegt im Sarge, wie in der Hütte, dürr und freundlich. Mit diesen Worten schraubte er den Deckel vom Sarge und schlug ihn zur Seite. Da lag der bleiche Franz, mit einer Nachtmütze auf dem Kopfe, in einfachem weissen Hemde, mit einem kleinen blauen F. im Schlitze, den Susanne selbst genähet hatte; die Hände gefaltet; die hohlen Augen fest zugedrückt von Freundes Hand, ein freundliches Lächeln auf den blauen Lippen.

Vergebens brannte Susannens Mund auf ihnen; er gab ihnen keine Wärme wieder. Vergebens badeten ihre Thränen seine Wangen! Aber kaum hatte sie ihres Vaters Leiche aufmerksam betrachtet, als ihr wilder Schmerz in Wehmuth überging. Es war als ob der Greis mit freundlichem Drohen ihr ihre Leidenschaft verwiese. — Folge ich nicht der Forderung der Natur? schien er ihr zu sagen, — und bist du nicht glücklich? — Mit einem Lächeln und leichter Armbewegung bat sie den Tischler, den Deckel wieder fest zu schrauben. Aber ungeachtet er sich beeilte, ihrem Begehr nachzukommen, konnte er einen kleinen Eichenzweig doch nicht hindern, auf des Todten Brust niederzufallen. Den soll er behalten, sagte Wolf; alte Eiche und alter Franz waren Freunde, und wäre das Glück im Leben mit ihm gewesen, hätte er wohl einen Eichenkranz gewinnen können, wie manche Andre. Nun ging der Zug zur Kirche, nachdem Theodor und Susanne, als nächstes Trauerpaar, eingetreten.

Die ersten Tage überlassen wir Susannen ihrem stillen Schmerze. Die Wehmuth, wovon bei solchem Verlust ein Herz sich befangen fühlt, lässt sich nicht beschreiben; aber ein Jeder kennt sie; denn wer hat im eigenem Leben nichts Aehnliches gefühlt? Theodor tröstete Susanne, und es dauerte nicht lange, bis glückliche Liebe die Wunde in ihrer Brust heilte. Sie hatten sich in ein Haus eingemiethet nicht weit von der Eremitenhütte. Dorthin machten sie im schönen Septemberwetter Nachmittags häufig Wanderungen. Neben der Hütte war eine Feuerstelle; dort kochten sie sich selbst Thee; der alte Diener richtete Alles aufs Beste ein. Aber da sie nur das schöne Porcellain mitgenommen, welches ihre Freunde ihnen zu ihrer Vermählung verehrt, gewährte es einen wunderlichen Gegensatz, das junge Ehepaar auf der Moosbank in der Hütte sitzen zu sehn, die reichvergoldeten Pariser Theetassen mit schönen Blumenzeichnungen, und die broncirte Theemaschine auf dem einfachen Tannentische; Susannens kost-

baren Purpurshawl an der Wand zur Seite der grauen Eremitenkutte. Wo ein Greis manche Jahre geseufzt und sich gehärmt hatte, da hörte man nun die Liebesseufzer zweier jungen Leute, und es waren nun nicht mehr die zärtlichen Tauben allein, die über der Hütte sich schnäbelten und girrten.

Wie freute sich Theodor, als er zwischen den Papieren des Alten sein mit eigner Hand aufgezeichnetes Leben fand. Sogleich ward beschlossen, Nachts in der Hütte zu bleiben, um es zu lesen. Der Diener musste, nachdem er das Theezeug weggenommen, zum Dorfe gehn, einen Korb mit Bedürfnissen für Abend und Nacht zu holen. Theodor öffnete die Hütte. Die Sonne stand noch hoch genug, um das runde bunte Fenster über der Thür zu erheitern. Gerade vor dem Eingange war ein jäher Abgrund, dick mit Gebüsch und Bäume bewachsen. Einzelne Raubvögel schrieen und erweckten die lebhafte Vorstellung einer Einöde. Wie freute es Theodor, mit seiner Susanne in die-

ser Einsamkeit zu seyn. Bildung hatte sich bei ihr mit der reinsten Natur vereint, und feiner Geschmack mit holder Einfalt. Ihre schneeweissen Hände ruhten auf dem Rücken der Moosbank, als seyen sie immer zu solcher Lage gewöhnt. Ihr kleiner Fuß mit dem hellgrauen Schuh spielte vertraulich mit dem rothen Sande auf dem Boden. Ihre glänzenden Haarflechten saßen, als hätte der Zufall sie geschlungen. Sie kam ihm vor, wie eine Göttinn, die herabstieg, den Hirten in seiner Hütte zu beglücken; und Adonis hat sich nicht seliger bei der schönen Venus gefühlt, als Theodor bei Susanne. Nun nahm er das Manuscript, rückte den Tisch vor die Hüttenthür und setzte sich. Susanne langte aus Gewohnheit ihr Strickzeug hervor; aber kaum hatte Theodor begonnen, als sie es schon zurücklegte, die runden Ellenbogen auf den Tisch stützte, ihre Purpurwangen mit den weissen Fingern umfasste; die blauen Augen auf Theodors Mund heftete, und nur wenn ihre Thränen zu gewaltsam her-

vorquollen, veränderte sie ihre Stellung und griff nach dem weissen Taschentuche, welches zu ihrer Seite lag.

Theodor hob an:

Meines Lebens erste Periode.

Ich bin in einer kleinen Stadt Schwabens geboren, wo mein Vater Prediger war. Hiedurch erhielt meine Seele früh einen Hang zum Feierlichen und zum Still-Religiösen, welches doch wiederum auf eine sonderbare Weise gegen mein sanguinisches Temperament und meine lustige Kindlichkeit abstach. Keiner meiner Gespielen war so ausgelassen, spielte so gern, hatte so manche Einfälle und Einrichtungen, als ich. Ich errichtete Kriegsheere; die langzweigigen Weidenbäume mussten ihre Zweige zu Spießen zollen. Es vergnügte mich, die grünen Stöcke abzuschälen, um das weisse glänzende Holz zu sehn. Auf dem neugeschaffenen Spieß ward ein rothes Fähnlein befestigt. — War die Lanze

am nächsten Morgen krumm, welk und gelb — da ward sie vernichtet. Ich war Gärtner und richtete Gärten ein, große und kleine, die ich unter meinen Kameraden austheilte, in Kaiser- und Königreiche abtheilte; und immer passte ich es ab, als Stifter, Anführer im Kriege zu seyn, wie Kaiser im Frieden. Aber Sonntags stand Niemand so ernst, als ich, auf der Orgel und sang. Die feierlichen Töne, die alten kräftigen Psalmen ergriffen mich; und ich muß zu meiner Schande bekennen, daß erst, wenn mein guter Vater die Kanzel bestieg, ich mich fortschlich und in der Gemeinde den übrigen Knaben beigesellte, die hinter der Sacristei auf dem Kirchhofe eine Art von Klubb eingerichtet.

Da meine ganze Kindheit sich um diese Kirche drehte, ist es leicht einzusehn, daß sie der Mittelpunkt von allem mir Bedeutenden werden musste. Bei jeder Taufe, jeder Hochzeit, jedem Begräbniß war ich zugegen, und lernte auf diese Weise frühzeitig Menschen in den wichtigsten Epochen ihres Lebens beobachten.

Hiedurch ward ich frühe mit den Leidenschaften bekannt, die aus Kummer und Freude entstehen; aber zugleich ward ich gewöhnt, sie immer durch Anstand, welchen die feierliche Kirchenceremonie auflegte, gedämpft und gemildert zu sehn. Noch jetzt sehe ich den Kirchenstuhl ausgeschmückt mit künstlichem Laubwerk von Wachspapier, mit vergoldeten Citronen und einer langen Schnur schmalen rothen Bandes. Noch jetzt sehe ich die wohlgenährte Hebamme mit dem Kinde durch die Kirchenthür kommen, während die Gevattern sich um den frohen Vater sammeln, und die Kinder unter der Aufsicht eines Mädchens einen nicht ferngelegenen Stuhl erklettern, um Zeugen bei der Taufe des kleinen Bruders oder der kleinen Schwester zu seyn. Noch sehe ich unsers Nachbars Söhne, die sonst immer wie Gassenbuben gingen, plötzlich eines Morgens mit weissen Alaun-Handschuhen, dreieckigen Hüten, von oben bis unten in neues rhabarbarfarbenes Tuch gekleidet; immer in die Tasche greifend und an die blanke

Stahlkette, um zu sehn, welche Zeit es auf der neuen Uhr sey; während die steifen Haarbuckeln an den Ohren dem Puder und der Pomade wider-streben, um in die tägliche Ordnung zurück zu fallen. Weniger vergnügts mich, mir den Putz zu denken, worin die armen Mädchen kamen. Dies rührt mich immer. Es liegt in der weib-lichen Natur, sich zu schmücken; und junge Mäd-chen hindert immer Armuth mehr, als Mangel an Geschmack, diesem Triebe zu folgen. Wie viel Mitleid fühlte ich schon frühzeitig mit einem solchen kleinen Geschöpf, wenn sie mit stramm-geschnürtem schwarzem Taftrocke und unbe-deckter Frisur im Winde einherging, der in ihren Toupée fuhr und ihn zurückzog, wie den Fächer eines schwarzen Kalkuts. Aber welcher Unterschied! Der Kalkut war dumm und auf-geblasen; hier sah ich dagegen Betrübniß, ja oft Thränen in den Augen. Mehr gefiel es mir, wenn zuweilen eines wohlhabenden Man-nes Tochter, von feinerer Erziehung als ge-wöhnlich, in unsrer Kirche konfirmirt ward.

Es war an ihrem Confirmationstage, als ich meine Adelheid kennen lernte.

Ihr Vater war ein Jahr vorher Beamter in dortiger Gegend geworden. Nie vergesse ichs, wie das schlanke Mädchen im weissen Kleide gerade vor mir über im Kirchengange stand; wie mein Vater seine Hand auf ihre Stirn legte und sie segnete. Da schwammen ihre schönen Augen in Thränen, da hob sich der junge Busen von heiligen Gefühlen; da gewann sie mein Herz. Nie hat sie's seitdem verloren. Ach, frühe hab ich sie verloren! und ihr Verlust brachte mich dazu, die Einsamkeit zu suchen. Denn hier lebe ich doch in der Erinnerung mit meiner Adelheid; in dem großen Schwarm würden unzählige Gegenstände den Eindruck stören, welcher mir das Liebste auf Erden ist.

O meine Mutter! rief Susanne. Warum musstest du mich so frühe verlassen? warum sollte ich dich nie sehen? Adelheid lebt, sagte Theodor, denn Susanne ist ihr Ebenbild! Er fuhr fort:

Von dem Augenblicke an, da ich Adelheid liebte, hatte ich keinen liebern Gedanken, als sie zu besitzen. Das gab meinem Leben eine andre Richtung. Vorher hatte ich in meinen Träumen hingelebt; und da meine Seele an keinen bestimmten Gegenstand sich fesseln konnte — denn meine Mutter war todt und mein Vater lebte meist in seinem Studierzimmer — so phantasirte ich weit umher, und schritt oft mit meinen Gedanken über in die andre Welt und das künftige Leben. Keiner ist mit der gegenwärtigen Welt weniger zufrieden, als ein Jüngling mit Geist. Er beginnt damit, was um ihn ist, zu verachten — nach etwas Besserem, wie er's meint, etwas Künftigem zu verlangen und sich zu sehnen; welches theils daher kommt, daß er das Gegenwärtige nicht kennt; theils daher, daß er nicht Kraft und Einsicht genug hat, sich's anzueignen und zu veredeln. Erst Liebe zum Weibe gibt den Gedanken des Jünglings eine bestimmte Richtung, versöhnt ihn mit den Umständen, und vermag ihn dazu, sich damit zu

verbinden. Ist die Seele zu schwach, so hört die Wirkung mit der Anleitung dazu auf. So ging mir's. Meine Liebe zu Adelheid war nicht ein kräftiger Funke, der meines Lebens Zunder eine immerdauernde Flamme gab; es war eine Sternenschnuppe, die an meinem Himmel nur leuchtete, so lange das Luftmeteor glänzte. Aber ich habe doch Kraft genug, mein Schicksal dessen nicht anzuklagen, was meine eigne Schuld war; und das ist schon viel. Nun bin ich glücklich. Auch Menschen wie ich sollen leben; wie würden sonst Winkel und Klüfte von menschlichen Geschöpfen bewohnt?

Von dem Augenblick an, wo ich ins Jünglingsalter getreten, hatte ich meist mit den Verstorbenen gelebt. — Bei jedem Begräbniß war ich zugegen, und unterredete mich mit den Todtengräbern, die wohl nicht alle Hamletsche waren, die doch aber alle auf etwas Aehnliches ausgingen. Es vergnügte mich, mit dem alten Manne zu sprechen und seine Meinungen zu hören. Einmal sagte er zu mir, während er

in einem neu aufgeworfenen Grabe stand: Er geht ja nun in die Schule und lernt so viel, aber kann er mir denn wohl sagen, wovon es kommt, daß man Geographie und Landkarte in der Welt gelernt? Nein, Paul; antwortete ich; wovon kommt das? — Das kommt daher, sagte er, weil, als der Teufel den Doktor Faust mit sich hinauf in die Luft in einem Glaskasten nahm, er ihm die ganze Welt zeigte und sie ihn da abzeichnen ließ. — Das kam mir sehr einleuchtend vor, und ich fand die Phantasie schön, da es wirklich, wenn man auf eine Landkarte blickt, aussieht, als schwebe man selbst hoch in der Luft und übersähe alle Gegenden. — Ein andermal erzählte er mir, daß er oft dem Zauber-Zwerge mit rother Pickelmütze oben auf dem Kirchthurme begegne, wenn er die Uhr aufziehen solle; und daß er ihn einst von der Treppe geworfen. So allegorisirte Paul seine Räusche und den daraus folgenden Schwindel. Der arme Alte war ein großer Freund vom Branntwein, und das ward sein Tod. Denn

wenn er umher gehen sollte, der Gemeinde anzusagen, ob Frühe- oder Nachmittags-Predigt seyn werde, erhielt er in jedem Hause einen Schnaps oder Schilling. Mit solcher Ladung fiel er eines Nachmittags, da der Weg schlüpfrig war, in eine Gruft und ertrank, so daß man mit Wahrheit sagen kann: Der, welcher ein Grab für Andre grub, fiel selbst hinein. Es that mir recht leid um den alten Paul, und ich erinnre mich noch jetzt seiner, als meines ersten Lehrers im Tragischen, wenn ich da stand und in die längliche Grube starrte; wie ein Kind durch die Ritzen des Saals, wo man ein seltenes Fest bereitet. Die feierlichen Chorale, besonders die: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende, sang ich immer mit bebender Stimme mit, während der Sarg auf den schnarrenden Schnüren in seine letzte Behausung glitt. War keine Leiche da, so besuchte ich das Beinhaus, und schauderte oft, einen unbekannten ertrunkenen Menschen vom nahen Ufer da zu finden. Mit allem diesem verband ich, wie gesagt, meine

kindliche Munterkeit. Es war die neugierige Phantasie und das mitleidkranke Herz, welches mich dahin führte; aber mit gleichem Eifer betrachtete ich eine seltene Blume, ein fremdes Thier, und aß mit größtem Appetit ein Stück Kuchen, während meine Augen noch naß vom Choral waren: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende.

Aber jetzt verdrängte Adelheid jede andre Vorstellung; ich betete sie an, und Gott weiß, wie lange ich gegangen und verschlossen in mich selbst geseufzt haben würde, hätte nicht ein Zufall mir ihre Gesinnungen offenbart. Die Blumen waren längst von ihren Stielen gefallen, die purpurrothe Sommerfarbe hatte mit ihren Tulpen, Ranunkeln, Rosen, Nelken und Levkojen längst die Erde verlassen. Auch die gelben Astern des Herbstes, die nach und nach das Auge zum Anblick des Hinwelkens gewöhnen, waren verblüht. Feld und Wald standen öde, aber die schöne Adelheid blühete noch, wie

die schönste Rose in ihres Vaters Fenstern. Der Sturm in den naßschweren Zweigen stimmte wunderbar zu meinen Zustande. Wahre Liebe fängt immer hoffuunglos an, aber in diesem Schweben zwischen Furcht und Hoffnung liegt eine eigene Seligkeit. — Im Oktober waren einige wunderbar schöne Tage. Es war als mache der Sommer einen Versuch zurückzukehren. Die Sonne wärmte, der Himmel war mild und blau. Das Gras, vom Regen der vorigen Tage noch grün und feucht, schien wieder hervor zu sprossen. Aber es fehlten die Blumen. Große gelbe Büschel mischten sich unaufhörlich zu den grünen Blättern. Der im Sonnenschein liebliche Uebergang vom Hochgelb zum Dunkelgrün erstattet einigermaßen die Farben, wie Licht und Schatten im Kupferstiche. Ich setzte mich draußen im Walde nieder, und las die damals herausgekommene Uebersetzung vom Ossian; man kann leicht denken, mit welcher Empfindung. Mehr die Kälte, als die Dunkelheit, zwang mich aufzuhören, denn der

Mond war schon hervor getreten, und schien klar durch seine Silberwolke.

Ich war nicht lange gegangen, als ich eine weibliche Stimme einen furchtbaren Schrei ausstoßen hörte. — Wer ist da? Ich eilte hinzu und es war Adelheid. Sie kam von einem Besuche; der Abend überfiel sie, sie fürchtete sich, allein zu gehn, und ward bange, als sie das Laub rasseln hörte. Was war natürlicher, als ihr meinen Arm zu bieten? Sie nahm ihn ohne Umstände an. Nachdem die ersten Höflichkeiten vorgebracht, war es auch mit meinem Vorrathe zu Ende. Ich war stumm, und mein Schweigen machte auch Adelheid verlegen. Und dennoch wäre ich auf diese Weise gern zur Ewigkeit gewandert. Inzwischen brachte Adelheid das Gespräch bald wieder in den Gang, indem sie mir zulächelte und sagte: Sollten Sie wohl glauben, lieber Franz, daß mein Vater den Mond nicht leiden kann? Den Mond nicht leiden? sagte ich mit Verwunderung. — Nein, fuhr sie fort — er leuchte das ganze Jahr hindurch allzu-

wenig, sagt er, vorzüglich wenn man alle die Tage abrechne, wo Wolken und Ungewitter ihn hindern, durchzubrechen. Er ist sehr fürs Nützliche, wie Sie wissen, und findet zu wenig Oekonomie in der Einrichtung. — Ist denn Alles nur zum Nutzen vorhanden? sagte ich. Hat nichts seinen Werth, weil es schön ist? — Er meint, fuhr Adelheid lächelnd fort, daß es ungleich besser auf dem Jupiter seyn müsse, wo vier Monde sind; nicht des Saturns zu gedenken, der sieben Monde und einen Ring hat. — Da muß es auch viele Verfinsterungen geben, antwortete ich; der eine muß oft dem andern im Wege stehn. — Und gar zu hell seyn, fuhr Adelheid fort; mir scheint gerade dieser Wechsel von Licht und Schatten schön zu seyn. Ist's lange dunkel gewesen und der Mond kommt dann, so wird man so vergnügt. — Der Mond am Himmel wirkt wie ein schönes Angesicht auf Erden, sagte ich — Adelheid hob ihre Augen gen Himmel — aber die meinigen ruhten auf ihren schönen kleinen Füßen,

die sich oft durch das abgefallene Laub arbeiten mussten.

Hier hielt Theodor einen Augenblick inne, indem er auf Susannens Fuß blickte, der mit dem Sande in der Hütte spielte. Er nickte lächelnd und fuhr fort:

Ich merkte nicht, daß ich vor Adelheids Thür stand, bis sie meinen Arm losließ, dankte und schellte. Die Thür öffnete sich und sie verschwand. Freude- und liebetrunken eilte ich wieder zum Walde. Die Stelle, wo ich sie zum ersten Male getroffen, war mir ein Heiligthum. Ich kniete, ich betete, meine Thränen strömten! ich streckte meinen Arm zum Himmel aus. Ich schnitt ihren Namen in einen Baum; und als ich zu Hause kam, machte ich meinem Herzen durch ein kleines Gedicht Luft, dessen ich mich noch erinnere. Ich will es hier mittheilen:

Hier ging sie in den dunkeln Waldesschatten.
Wie glücklich wart Ihr, weiche, grüne Matten!
Ihr kleiner Fuß hat Euer Gras berührt;
Eu'r Blumenstrauß hat ihre Brust geziert.
Der Vogel sang; die Blätter blühten frischer,
Es staunt' am Flusses Rand der alte Fischer.
Die Welle glättet sich — sie fließet mild —
Und von dem Spiegel strahlt das schöne Bild!

Doch tiefer noch, als jene kalten Wogen,
Hat diese Brust ihr Bild hineingezogen.
Der Stolz, die Freiheit, die mich sonst beglückt,
Hat jener kleine Fuß in Staub gedrückt.
Jetzt blüht sie, wie die Ros' im sanften Schlummer
Und achtet nicht des armen Jünglings Kummer.
Er wandelt durch die Nacht, er ruhet nie;
Der Stern entdeckt ihn — schön und kalt wie sie!

Jetzt schneid' ich ihren Namen in die Buchen.
Da wird ihn manche Nacht Diana suchen;
Die schöne Göttin! jugendlich belaubt,
Mit ihrer lichten Sichel auf dem Haupt.
Im nächsten Sommer werden Himbeerhecken
Mit blut'gen Beeren diesen Namen decken.
Das blasse Veilchen duftet — Nachtigall
Ruft mich vergeblich mit dem Zauberschall.

Dann fühl' ich nicht der Liebe süße Schauer.
Mein schmales Grab steht an der Kirchenmauer.
Sie kannte nicht, was meine Brust verbarg,
Und keine Thräne floß bei meinem Sarg.
Doch in der Nacht wird ihr mein Geist erscheinen;
Von banger, schwerer Ahnung soll sie weinen,
Entfliehen will sie ihrem schlimmen Traum,
Und sinket — blaß zuletzt — vor diesem Baum.

Dann steht ihr Name da im Mondenscheine
Und tief und kläglich tönt es aus dem Haine.
Weil deine Lieb' er glücklich nicht erwarb,
Ein treuer Jüngling grämte sich — und starb.
Und selbst im Schattenreiche, wo ich wanke,
Bist du, nur du mein einziger Gedanke.
Nur Thränen kühlen heißer Liebe Pein;
O weine süß, dann schlaf ich selig ein!

Dies Gedicht schrieb ich mit verstellter Handschrift, und heftete es den nächsten Morgen an die Buche über Adelheids Namen. Als ich es am Abend wieder besuchen wollte, war es fort. Welch süßer Zweifel bemächtigte sich meiner! Ist sie hier gewesen? dachte ich; hat sie's genommen? Liebt sie mich? Bewahrt sie's auf ihrer

Brust? — Oder hat der Wind oder eine plumpe Jägerhand es abgerissen? — Nach nichts verlangte mich mehr, als sie wieder zu sehn, um aus ihren Mienen mein Schicksal zu schließen. Aber ich hatte sie nie kälter und ruhiger gesehn, als jetzt; und da es sich wiederum eines Abends traf, daß wir zusammen durch den Wald gingen, bat sie eine Freundin, mit zu gehn, und sprach den ganzen Weg fast kein Wort mit mir. Wie manche Thräne kostete dies meinem unerfahrnen Herzen! In schlaflosen Nächten warf ich ihr ihre quälende Kälte vor. Aber plötzlich sollte ein Zufall meine Augen öffnen, und mich meines thörichten Irrthums überführen.

An einem Herbstabende, als mein Vater und ich Adelheids Vater besuchten, hörten wir, ehe Licht angezündet, im hellen Mondschein, ein Saitenspiel außen vor den Fenstern. Adelheid öffnete das Fenster: o, der arme Knabe! rief sie; ihr frieret gewiß. Kommt herein, lieben Leute. Nun trat ein Spielmann mit einer Kla-

rinet ein, ein anderer mit einem Triangel und der kleine Knabe von etwa acht Jahren, mit einem Hackbrete unter dem Arm. Sie wollten sogleich anfangen zu spielen, aber die mitleidige Adelheid sorgte zuerst für den Kleinen, und gab ihm Thee und Zwieback. Der Vater schien gerührt über dieses Zuvorkommende, und als Alles in Ordnung war, sang er uns mit seinem Triangel ein lustiges Lied übers andre, während der Zweite die Klarinette blies und der kleine Knabe mit großer Fertigkeit das Hackbret schlug. Wir waren Alle recht vergnügt darüber und Adelheids Vater legte zum Abschied zwei große Silberthaler auf des Virtuosen Saitenspiel. Der Klarinettist bückte sich, ohne das Instrument vom Munde zu nehmen, und der Triangel des Vaters schien bei diesem Anblick einen schönern Silberklang zu erhalten. Nun sahn sie einander an, nickten und stimmten zum Abschied folgenden Gesang an:

So thöricht ist keiner und wenig gerecht,
Als eben der Jüngling in liebenden Tagen.
Er glaubet, das Mädchen es minne nur schlecht,
Weil nicht die Gefühle sie wage zu sagen.
Was will er? Was fordert er? Weiß er es auch?
Wie kennt er so wenig der Herzen Gebrauch?

Was singet der Vogel von Liebe der Nacht?
Sein artiges Flöten kann vieles bedeuten.
Was plaudert des Morgens erröthende Pracht?
Sie grüßet den Alten gleich blühenden Leuten.
Was schwatzet der Mond mit dem silbernen Schein?
Das heilige Licht kann Verräther nicht seyn.

Doch sprechen sie mehr als der zierlichste Styl,
Was Lippen vergeblich noch suchten zu nennen.
Sie deuten das innige, stumme Gefühl.
Glückseliger! kannst du die Liebe verkennen?
Du nennest sie grausam, weil wenig sie spricht?
O könnte sie sprechen, so liebte sie nicht!

Nur muthig geseufzet, mitunter geweint!
Ich schwöre dir Glück bei den heiligen Musen.
Mit Reiz ist gewöhnlich die Milde vereint!
Sie hebt dich, und drückt dich zuletzt an den Busen.
Dann glänzen die Augen im zärtlichen Bund';
Dann küssen die Lippen den küssenden Mund.

O seliges Schweigen im stummen Besitz!
Beredsamkeit stimmt zu dem wimmelnden Orte.
Gesellig ertöne die Stimme mit Witz;
Doch Liebende sprechen und brauchen nicht Worte.
Wie thöricht, o Amor, die Menschen doch sind.
Stumm bist du, mit blitzenden Augen! — nicht blind.

Der Dämmerung ungeachtet ward ich doch sehr wohl beim hellen Mondenlicht Adelheids Verwirrung gewahr. Um sie zu verbergen machte sie sich außerhalb dem Zimmer ein Gewerbe, aber ich hatte genug gesehen, um die süßeste Hoffnung zu fassen. Als die Musikanten gingen, folgte ich ihnen hinaus, und der Sänger gab mir mit Vergnügen eine Abschrift seines Liedes. Ich lernte es auswendig, und habe es hier aus meinem Gedächtniß niedergeschrieben.

Möchte ich Fähigkeit besitzen, alle die kleinen Züge zu zeichnen, worin unsre Liebe sich äußerte, bis sie in ein Geständniß ausbrach. Ich hatte mir so oft Etwas von dem, was sie besaß, gewünscht; konnte ich einmal dazu kommen, eine

verwelkte Blume zu rauben, die sie auf ihrer Brust getragen, da war ich glücklich. Eines Tages stieg meine Freude über alle Maßen — man bedenke, ich erhielt einen Brief von ihr! Ich traute meinen eignen Augen nicht, erbrach ihn, las ihn, und der Inhalt war folgender:

Da mein Vater sich in den Finger geschnitten und nicht schreiben kann — und da Ihr Herr Vater, lieber Franz, erst Sonnabend aus der Stadt zurück kommt, versetzt der Zufall Sie in die Nothwendigkeit, einige Linien voll meiner Krähenfüße lesen zu müssen. Da wir wissen, daß Ole morgen zur Stadt geht, wollen Sie da nicht durch ihn Ihren Vater daran erinnern lassen, nicht zu vergessen, mit dem Gärtner Rabe über den guten Kleesamen zu reden, den er meinem Vater solange versprochen? Und sollte sein Weg ihn vor Madam Marnini vorbeiführen, so wäre er vielleicht so gütig, für mich eine Rolle seladongrünes Band mitzunehmen, und den Betrag auszulegen. Wir schämen uns, Ihnen so viel Mühe zu verursachen; aber Land=

städter müssen einander behülflich seyn, und wir sind willig, Ihnen wiederum mit Allem, was wir vermögen, zu dienen.

Adelheid.

Brauche ich Liebenden zu erzählen, daß dieser Brief tausend Male geküsst ward? Auf dem feinen weissen Papier hatte ihre feine weisse Hand geruht. Und nun gar ihr Name mit der schönen Hand geschrieben! Und „lieber Franz,“ und das grüne Seladonsband. — O süße Zeit der ersten keimenden Liebe! Das ist die natürliche Liebe; sie ist nicht so heftig, aber eben so süß und dauert bis zum Grabe! —

Hier konnte sich Susanne nicht länger halten; sie brach in laut schluchzende Thränen aus. — O mein Vater! rie sie; sie dauert auch auf jener Seite des Grabes, wo der liebe Gott und wo die Engel wohnen; da wird sie erst in voller Kraft sich äußern. — Theodor fuhr fort.

Ich machte einen Kranz von Vergißmeinnicht um den theuren Brief, und eine Rosen-

knospe mit grünen Blättern neben ihren Namen; ich trug ihn Tag und Nacht auf meinem Herzen, und bewahre ihn noch als Reliquie.

Unsere Neigung zu einander wuchs täglich, und es kostete uns täglich mehr Mühe, sie zu verbergen. Endlich war der Augenblick gekommen, in dem sie mir ihre Liebe bekennen sollte. Diese freudige Botschaft erhielt ich am Freudenfeste, in der Nacht, wo die Engel den Hirten auf dem Felde das süße Evangelium verkündet. Es war ein Weihnachtabend; die Jugend des Städchens war bei ihrem Vater versammelt. Erst speisten wir Alle an einem langen Tische zu Abend; eine festliche Bole Punsch rauchte mitten auf dem Tische; die muntern Jünglinge holten sich oft eine Herzensstärkung, und selbst die Damen mussten sich darein finden, ein kleines Glas zu leeren. Dann ward der Tisch weggenommen und es sollte heiliger Christ gespielt werden. Während man die nöthigen Anstalten machte, scherzte Adelheid mit einigen Kindern, die zu klein waren, um an dem Spiel

der Erwachsenen Theil zu nehmen, und die halb verwundert, halb niedergeschlagen, als müßige Zuschauer dastanden. Kommt, sagte sie, um sie aufzumuntern, lasst uns Handschuh ziehn! — und wirklich zog sie in diesem Augenblick den ihrigen aus und legte die schönste Hand, die man sehen kann, auf ihren Schoß. Die Kinder waren gleich bereit. Wie beneidete ich's den kleinen braunen Händchen, auf der größern, vollendet schönen, schneeweissen Hand zu ruhen. Meine Augen ruhten funkelnd auf Adelheids; sie schlug die ihrigen nieder, aber erhob sie sogleich munter wieder, und fragte in fröhlichem Tone: wollen sie mitspielen, Franz? Natürlich war ich dazu sogleich bereit. Ich legte mich vor meiner Geliebten auf die Knie, um von gleicher Höhe mit den Kindern zu seyn, — legte meine Hand zuerst auf eine jener, und zitterte vor Freude, da Adelheids endlich mit ihrer ganzen weichen Fläche die meinige berührte. Als die Reihe im Wechsel des Spiels an mich kam, konnte ich mich nicht enthalten, ihre Hand zu

drücken. Das rauchende Glas hatte mich dreist gemacht. — Was schildert meine Freude, als ich merkte, daß sie's ohne Zorn ertrug; sie begegnete sogar bedeutungvoll mit ihrem Blicke dem meinigen, und drückte zitternd wieder. Mich schwindelte, und Adelheid, die meinen Zustand merkte, und die besser sich zu fassen wußte, stand auf und glaubte so dem Spiele ein Ende zu machen. Aber dazu hatte es zu ernstlich begonnen. Es ward getanzt und diese Beschäftigung dämpfte weder mein noch Adelheids Feuer. Endlich ward ein Pfänderspiel gespielt. Beim ersten einzulösenden Pfande ward bestimmt, daß wenns eines Mädchens sey, sie gehen solle, mit Franz nach den Sternen zu gucken. — Das Pfand ward hervorgelangt, es war Adelheids Ring! Sie erröthete, aber lachte, damit mans nicht bemerken solle, sprang mit gezwungener Leichtigkeit von ihrem Stuhl, nahm mich, den zitternden bei der Hand, und zog mich hinaus. Die Andern hatten nichts gemerkt; sie waren zu beschäftigt mit ihren eigenen Pfän-

dern, und die Meisten hatten auch einen bestimmten Gegenstand, worauf ihre Gedanken gerichtet.

Als ich in der sternenhellen Nacht unter freiem Himmel mit der schlanken Adelheid dastand, ihre Hand in der meinigen, weilte zuerst mein Auge mit forschendem Blick auf dem ihrigen; und als ich sah, daß sie mit Thränen mir zulächelte, drückte ich sie an meine Brust, und ihr Arm umfaßte mich wiederum. Aber hier erhielt ich einen neuen Beweis von weiblicher Fassung mitten in der Leidenschaft. Ein brennender Kuß und ein: „Ewig dein!" war kaum aufgedrückt und von Beiden ausgesprochen, als sie sich mit den Worten von mir losriß: „Um Gottes Willen, laß uns hineineilen!" — Und kaum war sie hineingetreten und fragte man sie: wie viele Sterne sind da? als sie sagte: da ist Einer über alle andere! Geht selbst hinaus und zählt sie, wenn Ihr mir nicht glaubt. — Damit war es vorbei. Und wie glücklich fühlte ich mich; ich, der dieser Stern war! Ich strengte mich

an, Adelheids Munterkeit gleich zu kommen; aber meine zu große Ausgelassenheit hat mich ohne Zweifel verrathen, denn es ward bald bekannt, daß wir uns liebten, so gern meine Geliebte es noch einige Jahre geheim gehalten.

Obgleich Adelheids Vater sowol an Stand, als Amte, über dem meinigen stand, hatte er doch nichts gegen unsre Verbindung, und versprach mir seiner Tochter Hand, wenn ich im Stande seyn würde, eine Frau zn ernähren. Nun legte ich mich mit allen Kräften auf die Theologie. Prediger, wie mein Vater, zu werden, war mein höchstes Ziel; es an derselben Kirche werden zu können, mein höchster Wunsch. Nachdem ich ein Jahr in dem Paradiese der Liebe zugebracht, sagte ich meiner Geliebten und unsern Vätern Lebewohl und eilte nach Tübingen, mich zum Kandidaten vorzubereiten.

Hier folgte ein Strich im Manuscript und das Folgende war mit schwärzerer Tinte geschrieben und hatte eine andere Ueberschrift; hieraus schloß Theodor, daß es einige Jahre später als das Vorhergehende verfasst sey. Die jugendliche Liebe, und alle die kleinen Züge, womit sie ausgemahlt, liessen vermuthen, daß Franz es kurz nach seiner Ankunft auf dem Gebirge geschrieben, als noch jeder Auftritt seines Lebens klar seinen Augen vorschwebte. Es ahnet mir, sagte Theodor, daß von nun an das Blatt sich wenden wird. Willst du heute Abend noch weiter hören, Geliebte? — O es ist noch frühe, sagte Susanne. — Nein, sagte er, dieses holde Liebes-Idyll das mit dem unsrigen so Vieles gemein hat, soll nicht durch eine darauf folgende Tragödie gestört werden. Bis hieher ist dein Vater glücklich gewesen, und wir wollen es mit ihm seyn. Außerdem ists schon dunkel, die Sonne ist untergegangen und dort steht schon der Mond und zuckt mit seinem bleichen Antlitz hinter der schlanken Esche her-

vor. Mit diesen Worten ergriff Theodor seine Cither, stimmte sie und sang mit kräftiger angenehmer Stimme:

Heilige Dämm'rung! du Tempel der Liebe, der Freuden!
Sollt' ich in deinen Umschattungen Thränen vergeuden?
Jetzt, da die drohende Sorge schon lange dahin,
Sollt' ich sie rufen und mahnen mit ängstlichem Sinn?
Heiliger Augenblick, nein! Ich will ganz dich genießen;
Wo die erhabenen Waldungen dicht mich umschließen,
Wo mit der Freundin ich glücklich und selig allein,
Töne mein flammender Dank durch den blühenden Hain.

Oft, wenn die Schatten sich breiteten hinter der Eiche
Trauerte hier an der Thüre der Alte, der Bleiche.
Armer! sein klopfender Busen, sein weinender Blick,
Zauberten nicht die verschwundenen Freuden zurück.
Spät, wenn die Magd mit dem Eimer von Wiesen gekommen,
Hat sie ihn oft für den Spuck, einen Schatten genommen.
Tauben, ihr girrtet! Er kniet vor seinem Altar:
Wolken vertheilten sich. Engel, ihr nahmet es wahr!

Strahle, du freundliches Licht, wie in vorigen Tagen,
Wenn in der Dämm'rung du hörtest die zärtlichen Klagen.
Lebt er doch wieder der Jüngling mit brennender Brust,
Wieder berauschet von Jugend und Schönheit und Lust.
Adelheid lebt! Eine Blum' aus den düstern Ruinen
Ist, in der Tochter, sie herrlich uns wieder erschienen.
Quelle des Lebens! nie fehlt dein erquickender Wein.
Lilie der Liebe! du steigst aus des Grabes Gebein!

Doch, was entdeck' ich? Zwei luftige Schatten sich heben.
Adelheid — Franz! — In der Wiese dort unten sie schweben.
Möchten so gern in den Wald! In das pechschwärze Boot
Ruft aber Charon sie wieder, der scheußliche Tod.
Sieh, wie sie gleiten, als Dunst der hinauf sich bemühet.
Adelheid hält in der Hand eine Rose, die blühet,
Taucht sie mit traurigen Mienen in kühlenden Thau —
Ach — und der Purpur verschwindet ins neblichte Grau!

Weine nicht, Liebchen! Ich sehe sie wieder, o Wonne!
Dort in Elysiums Hain in der purpurnen Sonne.
Morgen und Abend da wechseln im ewigen Roth;
Da ist nur Leben, was uns h er erschienen als Tod.
Sahst du im Boote mit Charon ans Ufer sie fliegen?
Kaum war der heilige, göttliche Boden bestiegen,
Als er, ein kräftiger Jüngling, begeistert und warm,
Drückt die reizende Braut in den nervigen Arm.

So sang der Dichter, und Liebe und Schönheit lohnten ihm's in schweigender Umarmung der Nacht. — Am nächsten Abend las Theodor den Beschluß vom Lebenslaufe des Greises, überschrieben:

Meines Lebens zweite Periode.

Mein liebstes Vergnügen in Tübingen war hinaus auf den grünen Anger zu gehn, unter den schattigen Lindenreihen zu wandeln, und mich unter einem großen Baume zu setzen, um an meine Adelheid zu denken. Einst fand ich, zu meinem Lieblingssitze kommend, den Platz besetzt. Ein wohlgebauter Mann saß darauf

und las in einem Buche. Als er mich sah, grüßte er freundlich, und ließ sich mit mir in ein Gespräch ein. Ich setzte mich neben ihn. Neugierig fielen meine Augen auf sein Buch, und ich sah die Worte, Romeo und Mercutio über einige Repliken gedruckt, woraus ich schloß, daß es ein Schauspiel sey. Der Fremde hatte etwas eben so Freundliches, als Imponirendes in seinem Wesen, und als junger Mensch, wagte ich's nicht, ihn zu fragen. Sie suchen auch das Grüne und die Einsamkeit, mein junger Freund? sagte er. — Ich verneigte mich und antwortete: Ja. — Nun, sagte er, das ist natürlich. Aber hier ist's doch etwas zu einsam für mich, und auch nicht Bäume genug. Um recht vergnügt zu seyn, verlange ich, daß überall mehrere Dinge zusammen treffen. Es muß warm und zugleich kühl seyn. Es müssen Menschen da seyn, aber ich muß nicht verbunden seyn, mit ihnen umzugehn. An einem abgelegenen Fleck zu sitzen, wo ich weiß, jeden Augenblick, wenn ich will, der Menge mich bei-

gesellen und mir meine Gesellschaft auswählen zu können; einer frischen schattigen Kühle zu genießen, während die Sonne auf dem Landwege brennt; — das mit einem guten Buche in der Hand, auf einer bequemen Bank, ist eine meiner höchsten Freuden. — Ich muß gestehen, war meine Antwort, daß ich mehr das bloße Landleben liebe. Je einsamer und ländlicher, um so besser. — Das kommt daher, daß Sie noch zu sehr mit sich selbst beschäftigt sind, und sich zu solchem Leben gewöhnt haben. Außerdem sind Sie, so viel ich Ihnen anmerke, verliebt; und der Verliebte ist, gleich Adam, am liebsten mit Eva allein im Paradies. — Ich ward roth. Ist er ein Hexenmeister? dachte ich. Ohne weiter in mein Geheimniß zu dringen, fuhr er fort: das wahre Schöne besteht immer in einer angenehmen Mischung von Verschiedenheiten. Das Einzelne gibt keinen Gegensatz, hat keine Mannigfaltigkeit und wird für eine reife Phantasie bald monoton. In der Stadt findet man Menschen ohne Natur. Auf dem

Lande Natur ohne Menschen; denn man sage, was man will, der Bauer steht auf der niedrigsten Stufe der Kultur, und durch die Phantastereien einiger Idylldichter hätte man sich nicht für das, was im wirklichen Leben geschieht, verblenden lassen sollen. Aber in der schönen kultivirten Gegend zwischen Stadt und Land wird Natur zur Kunst und Kunst zur Natur; — da mischt sich der Bürger mit dem Bauern; — da gibts Blumen und Bequemlichkeit, einsame Schatten und gesellschaftlichen Umgang — Bücher und Buchen — feurige Mädchen und kühle Quellen. — Eine solche Gegend ist's, die für mich am schönsten blüht; gleich dem Ufer des Baches, wo Rasen und Wellen einander begegnen. Und das vermisse ich hier. Tübingen ist mir nicht groß genug, und deshalb denke ich auch bald über Stuttgart nach Frankfurt zurückzukehren.

Der Fremde hatte etwas so Auffallendes und Einnehmendes in seinem Wesen, daß ich ihn nicht verlassen konnte. Von ungefähr kam ein

junges Landmädchen mit Kirschen vorbei; während er aufstand und hinging, sich einige zu kaufen, konnte ich nicht unterlassen in das aufgeschlagene Buch zu gucken. Ich fand wenig Trost; es war in einer fremden Sprache geschrieben, die ich nicht verstand, und so weit ich schließen konnte, in der Englischen. Ich sah nach dem Namen und las: William. Es stand noch ein Name da, der aber so gewaltig lang und wunderlich buchstabirt war, daß ich in der Eile mich nicht daraus finden konnte. Ich warf meine Augen aufs Kupfer, es stellte meiner Meinung nach einen Prediger vor, mit Halskragen, einer offnen hohen Stirn, und ernsten schönen Augen. Nur wunderte michs, daß er Ohrenringe trug. Es schien mir, als müßte ich ihn kennen, Gott weiß woher? Aber es kam mir vor, als wenn ein alter Freund lange entfernt gewesen und mir eine zeitlang aus dem Gedächtniß gekommen sey, jetzt aber plötzlich lebendig mit allen lieben Erinnerungen vor mir stehe. Ich dachte an den Kirchhof, an die

Weidenlanzen, an die Konfirmationsonntage, Weinachtfeste und meine Adelheid. Mein Auge füllte sich mit Thränen; und ich hatte sie kaum getrocknet, und das Buch niedergelegt, als der Fremde mit einem Kohlblatte voll großer reifer Kirschen zurückkam. Er sah mir ins Auge, sah aufs Buch, dann sagte er: Ach, Shakespeare! Lesen Sie auch Englisch? Ich musste Nein antworten. Wie nennen Sie den Mann? fragte ich. — Kennen Sie Shakespeare nicht einmal von Namen? rief er. — Nein, antwortete ich, ich sehe wohl, er ist Prediger gewesen, aber ich kenne ihn nicht. Wo hatte er seine Gemeinde? Der Fremde lächelte, bot mir Kirschen und sagte: Hier in Tübingen! — In Tübingen? rief ich verwundert. — Und in Stuttgart, sagte der Fremde. — Stuttgart? — Und in Frankfurt, Berlin, Hamburg! — Hamburg? — Und in London, Kopenhagen und Philadelphia! — Aber was meinen Sie damit, mein Herr? — Und obgleich er in Paris verketzert und noch bei allen akademischen Auto

da Feen in effigie verbrannt wird, wird er doch auch einst auf normannische Weise Paris einnehmen. Denn man verklebe so viel man will die Ritzen gegen die Sonne, so spaltet sie doch zuletzt das Holz und dringt durch. — Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ist es vielleicht Luther? fragte ich naiv. — Ja, sagte der Fremde, er hat uns die Luft für das Schöne geläutert, wie jener für das Gute, und hat uns der Wahrheit und der Natur näher gebracht. — Aber Sie kennen ihn ja! sagte er lächelnd in einem andern Tone. — Glauben Sie, daß ich ihre feuchten Augen nicht sah? — Das kam blos von der Betrachtung seines Bildes, antwortete ich. — Wirklich? rief der Andre verwundert, und betrachtete mich mit Achtung. — Ich versicherte ihm's. — Das nenne ich ein weiches Gefühl und scharfen Blick, sagte er.

Wir gingen mit einander, und ich entdeckte bei dem Fremden ein ungewöhnliches Feuer, Menschenkenntniß und Wohlredenheit. Ich wuss-

te nicht, wer er war, aber nach allem Ansehn musste er ein Dichter seyn, und ich freute mich seine Bekanntschaft gemacht zu haben. — Uebrigens hatte er etwas Melancholischunruhiges, sein Gesicht war bleich und schien von heftigen Leidenschaften durchfurcht zu seyn. Was er sagte, begleitete er stets mit sehr ausdrucksvollen Bewegungen und Mienen; was er mir erzählte, was Einer oder der Andre gesprochen, theilte er mir nicht allein des Redenden Worte mit, sondern sogleich seine Mienen und Gebährden.

Unter verschiedenen Gesprächen kamen wir gegen Abend zu einem Wirthshause. Vor dem Wirthshause auf einer Bank saß ein stiller Mann, in einfacher Tracht, und verlangte bescheiden eine Maß Wein vom Wirthe. Der Wirth kam, blickte auf ihn mit Verachtung herab, schenkte von ihm abgewandt den Wein ein, setzte das Glas auf die Bank, ging hinein und schlug die Thür hinter sich zu. Der fremde Mann leerte ruhig sein Glas, und sah unverwandten Blickes in die Abendröthe. Dann

pickte er leise an's Fenster. Es ward geöffnet, er legte die Bezahlung in die Fensterbank, fasste an seinen Hut und ging. Ich konnte nicht anders, als mich über dies Wesen verwundern, desgleichen ich nie gesehn; ich wandte mich zu meinem Unbekannten und sagte: Was soll das bedeuten? Es ist der Scharfrichter, sagte er; ihn behandelt man so nach altem Brauch. — Es schauderte mich bei diesen Worten; kürzlich hatte eine Exekution Statt gefunden, wovon ich hatte Zuschauer seyn wollen; aber wegen der Menschenmenge hatte ich nur den Sünder zum Richtplatz gehen sehn, und den blutigen Stuhl im Sande nach der Hinrichtung. — Wir wollen doch einige Worte mit ihm reden, sagte der Fremde. — O nein, warum wollen Sie das? rief ich. Ein Mensch, der aus freier Wahl einen so schrecklichen Nahrungzweig ergreift, ist in Wahrheit verächtlich. — Es ist nicht möglich, dergleichen a priori zu bestimmen, sagte der Fremde; hundert Umstände können ihn zu diesem Schritt vermocht haben, und hun-

dert Nahrungzweige sind weit verächtlicher, obgleich sie nicht dafür erkannt werden, weil es nicht so sehr in die Augen fällt. — Mit diesen Worten ging er zu ihm, grüßte ihn artig, und fragte nach einer kurzen Einleitung, wie er auf sein Handwerk gefallen sey? Mein Vater war auch Scharfrichter, sagte der Mann ganz ruhig. Der Unbekannte wandte sich zu mir und sah mich an, als wollte er sagen: Liegt nicht seine ganze Entschuldigung in diesen wenigen Worten? — Ist's Euch nun nicht zuwider? fragte der Fremde; möchtet Ihr nicht Eure Lebensart ändern, wenn Ihr könntet? — Nein, mein Herr! Die Gewohnheit ist die halbe Natur. Ich schäme mich nicht meines Standes. Die Menschen sind verkehrt, und wissen nicht recht, was sie achten oder hassen. Ich bekümmre mich nicht darum. Treiben sie's zu grob, da kommen sie unter meine Hände. — Aber Euer Handwerk ist doch grausam. — Grausam ist, was unrecht ist, und mein Handwerk ist gerecht. Schrecklich ist's im Anfang, ich gesteh's.

Aber man wird dagegen abgestumpft. Es ist gerade wie mit der Seekrankheit, und dem Taback. Ihr verachtet nicht den Feldscher, der täglich an körperlich Kranken schneidet, warum denn mich, der ich mit dem geistigen Hospital zu thun habe? — Aber der Feldscher heilt. Das thue ich auch. Wenn der Schuldige seine Strafe empfangen, so geht seine Seele ein zur Seligkeit, rein gewaschen in seinem Blute. Ihr haltet den Schlächter für einen nützlichen und ehrlichen Bürger, und das ist er auch. Aber was hat denn das unschuldige Thier verbrochen, das keine Seele hat, und das daher wirklich getödtet wird? Ich tödte Niemanden, denn mit dem Leben ist's hier nicht aus. Wie heißt er doch der Alte, welcher die Schatten in die Unterwelt führt? — Charon! — Richtig! Ich führe sie gleich wie Charon auf meinem Bote über den Styx zu den elysäischen Feldern.

Ich wandte mich verwundert zum Fremden; der furchtbare Charon, der weiter ging, hatte mich in eine ganz andre Stimmung versetzt,

und mir Achtung für ihn eingeflößt. Wie ist's möglich, rief ich, daß ein Mensch so fein fühlen und so grob handeln kann. — Das wusste ich wohl, sagte der Fremde, daß seine Rede Ihnen imponiren würde. Aber bilden Sie sich nicht ein, daß dieser Mensch immer und über Alles reden würde, wie er über sein Handwerk spricht. Diese Frage ist ihm hundertmal geschehn; er ist oft in die Verlegenheit gesetzt worden, sich vertheidigen zu müssen. Er hat auf das, was man sagt, gehört, und so diesen Senf nothwendig gelernt. Wäre er wirklich von einer feinern Natur, so würde er unmöglich bei seinem Handwerk bleiben können; aber es ist ein großer Sprung von der Verachtung zur Bewunderung eines Menschen; und dieses Werkzeug der Obrigkeit verdient weder das Eine noch das Andere. Er läuft im großen Haufen mit, und nur sein Geschäft, nicht er selbst, ist von Wichtigkeit.

Dieser Zufall gab unsrer Unterredung eine eigne Richtung. Es ist doch zu beklagen, sagte

ich, daß Menschen so leicht dahin kommen, einander zu hassen und zu verachten. — Das kommt aus Mangel an tiefeingreifendem Sinn für das Schöne, sagte der Fremde. Erst bei der größten Reife sieht der Mensch nicht nur ein — denn das thut er bald — sondern findet auch Freude daran, sich mit seiner Person nach dem Ganzen zu richten. Aber, sagte ich, finden wir nicht selbst bei den Griechen, die doch ein so feinfühlendes Volk waren, die stärksten Beweise von niedriger Mißgunst und Eitelkeit? Das kam daher, sagte der Fremde, weil das Volk im Allgemeinen mehr für das Sinnlich-, als Geistig-Schöne fühlte. Das Geistig-Schöne befasst die Moral in seinen Gränzen, und der höchste Meister in dieser Lehre war zu der Zeit noch nicht aufgestanden. — Glauben Sie denn, daß die Christen mehr Liebe zum Geistig-Schönen gehabt haben, als die Griechen? — Unbezweifelt; — in allen den Zeiten, wo Gleichgewicht in ihrem Wesen Statt gefunden, und wo nicht brutale, herrschsüchtige Priester und

Fürsten der gröbern Sinnlichkeit wieder Raum gegeben, indem sie sich mehr an Christi Wunder, als seine Lehren hielten, und mehr an die politischen, als geistigen Folgen davon. — Aber in der griechischen Poesie athmet doch hohe Humanität. — Unbezweifelt, und viel mehr als in des Mittelalters religiöser Barbarei; da nicht nur ein guter und kräftiger Wille, sondern auch gesunder Geschmack und Einsicht dazu gehört, Trespe von Weizen zu scheiden.

Was halten Sie denn von unserer Zeit? — Daß sie durch die Reformation, durch die Wissenschaften und die Poesie, dem Guten und Schönen näher gekommen. — Glauben Sie denn, daß wir über den Griechen stehen? In Gutmüthigkeit und Erfahrung, ja! an Geschmack und Energie stehen wir zurück. — Die letztern können eher erwachen, als die erstern. — Eine zu plötzlich zurückkehrende Energie könnte wieder zur Barbarei führen. — Scheint Ihnen unser Zeitalter zu lau und unreligiös zu seyn? — Ja, und deshalb fürchte ich sehr,

daß der Fanatismus von Neuem ausbrechen werde. — Wie das? — Wissen Sie nicht aus der Physik, daß entgegengesetzte Pole sich suchen, und aus der Erfahrung, daß der Mensch aus einem Extrem ins andere fällt? Was soll aber der Religion ihre Kraft zurückgeben? Poesie und Künste. — Aber ist nicht ein großer Unterschied zwischen Religion und Poesie? Was der Religion in unsern Tagen mangelt, sind nicht große Wahrheiten; sondern die schön-sinnliche Kraft, und die kann die Poesie ihr geben, ohne daß der Wahrheit und Wissenschaft dadurch zu nahe geschieht. — Nur auf diese Weise könnten wir unser Gefühl für Religion stärken, ohne in der Aufklärung zurück zu gehen. — Aufklärung! ein schönes Wort! — Auch dieses wird mißbraucht und von einer entgegengesetzten schwärmerischen Sekte als Spottname verunglimpft werden. —

Sie scheinen für die Kunst zu fühlen, mein Herr. — Ich habe mich ihr gewidmet; aber unglücklicher Weise ist meine Kunst, theils ver-

dient, theils unverdient, vom Vorurtheile der Zeit geächtet. — Ich stutzte und der Fremde fuhr fort: Daß man einen Scharfrichter verachtet, mag dahin gestellt bleiben. — Aber denken Sie sich einen Mann, der, von Eifer für das Schöne beseelt, mit Kopf und Herz Kenntniß und Bildung verbände; der sich allein mit idealen Vorstellungen beschäftigte; der hundertmale Beweise davon dem Auge seiner Mitbürger vorgelegt und sie hingerissen hätte, und der dennoch verachtet würde! doch nicht für einen Bürger des Staats angesehen würde, die verdiente Ehre mit seinen ausgezeichneten Männern zu theilen? — Das ist unmöglich! rief ich. — Denken Sie sich, fuhr er fort, einen Mann, dessen Kunst man achtete, ob dessen Talent man sich erfreute, — an dessen Kraft und Gefühl man sich erquickte, und Früchte davon in seinem Leben ärntete, und dessen Person man dennoch, plump oder fein, den Rücken wendete! — Wo ist ein solcher Mann? rief ich. — Hier steht er vor Ihnen, war die

Antwort. — Und wollen Sie wissen, was er ist, — er ist, was jener Priester der Menschheit war, den Sie so eben mit dem Halskragen in meinem Buche gesehen; was Sophokles war; was Moses auf dem Berge Sinai war, und was so manche Andre waren, die durch eine heilige Illusion die Gottheit den Menschen näher brachten; kurz, ein tragischer Schauspieler. Das bin ich! Und deshalb will ich Ihnen rathen, mein junger Freund, fuhr er in einem muntern und ruhigern Tone fort, worein er von dem Feuer, welches plötzlich in ihm aufgelodert, mit Grazie überging; — vorzüglich da Sie Theologie studiren — meinen Umgang nicht weiter zu suchen! Sie haben Anlagen für das Schöne und vielleicht mehr, als Sie selbst glauben. Aber eilen Sie zurück zu Ihrer Kirche. Verheirathen Sie sich mit Ihrer Braut! Der Himmel gebe Ihnen Kinder und häusliche Freude! — Im Grunde ist das doch das wahre Glück! — Wagen Sie sich nicht auf das Glatteis der Unternehmungen! Der Weg ist kalt,

die Gefahr groß. — Unzählige Löcher sind ins Eis gehauen. — Nicht ein Jeder hat Muth genug, diesen Weg zu wandeln; und selbst der Muthigste erliegt oft unter der Bürde. Leben Sie recht wohl! Mit diesen Worten drückte er freundschaftlich meine Hand und verließ mich. —

Daß ich keine Ruhe hatte, bevor ich meinen Tragiker wieder auffand, ist natürlich. Aber er war nicht mehr in Tübingen. — Plötzlich hörte ich, daß in Mannheim von einer Schauspielergesellschaft gespielt werden soll, wovon er Führer war. Ich reiste auf einige Tage dahin, und kam gerade den Abend in jene Stadt, an dem zuerst das Schauspiel beginnen sollte. Ich hatte kaum: „Emilie Galotti" auf dem Plakat gelesen, als ich eilte, ein Billet zu erhalten und ins Parterre ging. — Welche Rolle, dachte ich, kann Blumau spielen? Ich überdachte sie. Für Odoardo war er zu jung, Appiani's war ihm zu unbedeutend; und andre edle Rollen waren ja nicht darin; denn auch des Prinzen war, wie mirs schien, unter Blumaus Würde.

Wie groß war meine Verwunderung, als ich meinen offenen, begeisterten natürlichen Freund als den hinterlistigen, boshaften Marinelli auftreten sah. — Hätte ich nicht das Plakat in der Hand gehalten, worauf sein Name stand, so würde ich nicht geglaubt haben, daß er es sey; so fremd war sein Gesicht, so ganz hatte er Ton und Miene verändert. — Er spielte seine Rolle bis zur Vollkommenheit. — Alle bewunderten ihn, und ich mit; aber es that mir leid, ihn bewundern zu müssen. — Wie kann die Tugend, dachte ich, so wohl bekannt mit dem Laster seyn? Wie kann sie mit Ergetzen zu der Natur des Lasters übergehen? Verräth nicht diese Geschmeidigkeit des Geistes Mangel an Charakter? Und muß nicht das Antlitz, welches jeden Abend verschiedene Falten annimmt, zuletzt seine eigne Physiognomie verlieren, und ein unzusammenhängender Wirrwarr werden? — Inzwischen — dachte ich wieder — ist es doch nicht geschehen. — Blumau verbindet einen bestimmten Ausdruck mit unverdorbener Natürlichkeit.

Mit diesen Gedanken traf ich ihn, dankte ihm für sein Spiel und theilte ihm offenherzig meine Empfindungen mit. —

Diese Einwendung, sagte er, ist so natürlich, und Sie machen sie so naiv, daß ich sie unmöglich übelnehmen kann. — Manche haben sie gemacht, und ich selbst mit.

Ich will Ihnen auch gestehen, daß sie mich in langer Zeit gequält hat; daß ich einmal nahe dabei war, das, was ich für Gewissen hielt, über den unwiderstehlichen Naturtrieb siegen zu lassen. — Aber endlich half ich mir mit folgendem Schlusse aus. Alle Menschen sagen, daß du verschiedene Rollen gut spielest. Du bist dir selbst bewusst, ein nicht schlechter Mensch zu seyn, obgleich du oft schlechte Charaktere gut darstellst. — Also, was ist, muß auch seyn können; und wenn du es nicht erklären kannst, so kommt das daher, daß du weniger Philosoph als Künstler bist, und das ist ja nicht zu verwundern. Hiebei beruhigte sich mein Gewissen vollkommen. Aber mein Nachsinnen war

noch nicht zufrieden gestellt. Erst einige Jahre nachher, als ich durch mehreres Lesen meine Urtheilskraft mehr ausgebildet, fand ich die Ursache aus, und glaube mit wenigen Worten sie Ihnen einleuchtend machen zu können. — Im Grunde treffen Ihre Einredungen eben so sehr den Dichter, als den Schauspieler, und doch verfällt man nie darauf, sie gegen einen wahren Dichter aufzustellen. Dagegen wird sie oft gegen Menschen mit einem einzelnen, poetischen Talente gemacht. Man kann nämlich ein rasches Feuer, einen kühnen Gedankenflug, einen spielenden Witz, ein augenblickliches Gefühl, ohne Vernunft und Humanität besitzen. — Daher kommts, daß man oft das Werk bewundert, ohne den Verfasser zu achten. Wo dagegen der Dichter ein vielseitigeres Wesen zeigt; wo er ein sinnreiches Werk schafft und ordnet; wo er Handlung und Charakter zusammen wirken lässt, um das Leben in schönen lehrreichen Bildern zu zeigen, da ist gesunde Philosophie; da ist eine reine Seele. Wenn

daher der Dichter das Laster in seiner Natur darstellt, so geschiehts nicht aus Liebe dafür, sondern nur das Leben auch mit seinen Schatten zu zeigen, und warnende Beispiele davon aufzustellen. Dieses muß auch der Schauspieler thun, und daher bleibts immer Gefühl für das Schöne und Gute, was ihn begeistert, mag die Rolle edel oder bös seyn. Das Vergnügen, welches die Darstellung des Bösen gewährt, theilt er mit allen Zuschauern, und wäre es eine Sünde, so wäre es eine, die Alle gemein hätten. Aber das ist es nicht. Die Phantasie findet sich immer darein, die verschiedenen wichtigen Lebensgegenstände sich vorzustellen; diese höhere Sinnlichkeit erzeugt aber sowol Lust als die niedern Sinne; aber die höchste Lust entsteht erst, wenn das gute Herz Furcht und Mitleid, Bewunderung und Freude empfindet; und wenn die Vernunft das Wahre im Worte und Edle im Zwecke sieht.

Weit entfernt also, daß es des Schauspielers Moralität verderben sollte, verschiedene

Rollen zu spielen — gewinnt er dagegen dabei; so wie wir überhaupt immer dabei gewinnen, unsere Anlagen mehrseitig zu entwickeln, und unsere Einsichten zu vermehren. Dagegen glaube ich wohl, daß er durch beständige und ausschließliche Darstellung schlechter Charaktere verlieren könnte. Jeder einseitige Hang ist gefährlich, und noch mehr, wenn er zum Unedeln sich neigt. Wenn man beständig in dergleichen Rollen auftritt, gewöhnt leicht die Seele sich unvermerkt zu etwas Listigem und Verschlagenem; und der Schauspieler verliert zugleich als Mensch und als Künstler. Denn eben sowol, wie Witz dazu gehört, vortrefflich den Dummen zu spielen, gehört Gutmüthigkeit dazu, vortrefflich den Bösen zu spielen. Der wirklich Schlechte spielt nicht, er ists; und was er ist, weiß er nicht; denn kein Mensch ist sich seiner Schlechtigkeit klar bewusst. — Wessen ich mir nicht bewusst bin, das kann ich nicht mit Kunst darstellen; daher ist der Verderbte ein schlechter Schauspieler. Der Künstler dagegen, der mit Natur sich in

verschiedene Charaktere versetzen kann, ist ein Menschenkenner, ein Lehrer und verdient Hochachtung. —

Aber der feste persönliche Charakter — fuhr ich fort. — Ach gehen Sie mit ihrem festen Charakter, rief Bluman eifrig. Lassen Sie doch vor Allem sich nicht verführen zu glauben, eine gewisse unerschütterliche Einseitigkeit und Eigensinn das ist, wornach der Mensch streben soll. Charakter ist eine Verbindung von Temperament und moralischer Natur. Den sollen wir nicht schaffen, den schafft die Natur. So manche Menschen, so manche verschiedene Charaktere; und dieser Unterschied ist schön. Der Charakter erweckt Interesse oder Gleichgültigkeit. Achtung oder Verachtung hege ich nicht für eines Menschen Charakter, sondern für seine Handlungen und Grundsätze. Uebrigens läugne ich nicht, daß es gewisse stolzbarocke Naturen gibt, die eine beständige Unveränderlichkeit recht gut kleidet. Meistens ist es jedoch nur Bizarrerie und Eigenliebe. Solche

steife Masken passen freilich wenig für eines Schauspielers Antlitz. Aber wollten Sie dem Schauspieler sein von Schminke gebleichtes und von den verschiedenen heftigen Mienen und Bewegungen durchgearbeitetes Antlitz verwerfen; so müssen Sie auch dem Schmidt und Zimmermann seine harten Hände, dem Gelehrten seinen krummen und dem Soldaten seinen steifen Rücken zum Vorwurf machen. Alles dieses beweist Aufopferung unserer Persönlichkeit an des Staates, der Menschheit Altar, und verdient mehr Dank, als Vorwurf. —

Ich habe genug von Blumaus Wohlredenheit und seinem Wesen dargestellt, Jedem es einleuchtend zu machen, daß wenn ein solcher Mann einen jungen Menschen mit natürlichen Anlagen für dasselbe Fach trifft, Alles, was er sagt, einen starken Eindruck machen und Wurzeln in dem Herzen des Jünglings schlagen muß. Ich hatte meiner Adelheid ewige Treue gelobt und von weiblicher Seite war sie auch vollkommen sicher. Wie konnte ich glauben,

daß ein Mann mit seinem Geiste, seiner Bildung, seiner lebhaften Beredsamkeit, seiner feinen Sympathie, ihr den Rang streitig machen sollte? — Und doch war es so. Ich ward jeden Tag mehr eingenommen von Blumau, und das Interesse, welches ich für ihn fühlte, erhob sich schnell zu inniger Vertraulichkeit. Man sagt, daß man nur einmal in seinem Leben wirklich liebt. Sollte es nicht mit der Freundschaft sich eben so verhalten? Wenigstens habe ich nie für einen Mann gefühlt, was ich für Blumau fühlte; und ich zähle die Tage, welche ich mit ihm verlebte, zu den glücklichsten meines Lebens. Es machte ihm Freude, mich zu bilden; es machte mir Freude, mich bilden zu lassen; es gereichte ihm zur Ehre, mir zum Nutzen, und wir gewannen Beide dabei. Aber es war noch etwas Höheres — eine unerklärbare Sympathie, die von einer Verwandtschaft jenseits der Sterne zeugt. Ich sah Adelheid und Blumau für die guten Engel meines Lebens an; und nahm nicht mit Sokrates an, daß der eine mich auf Irrwege führe.

Ach leider that er es! Aber er war unschuldig, und ich muß mir selbst die Folgen eines übereilten Schrittes beimessen.

Blumau entdeckte in mir Talent für die Schauspielerkunst. Es war in der Zeit, in welcher Lessing seine Dramaturgie in Hamburg schrieb — in welcher Eckhoff blühte; in welcher Voltaire durch Frankreich und Preußen reiste, und eben so viel für die Achtung des Dramas in der vornehmen Welt wirkte, als jener in der bürgerlichen und gelehrten.

Blumau ließ mich Rollen lernen, ließ sie mich vor sich spielen, und versicherte, daß, wenn ich öffentlich als Romeo aufträte, ich alle Menschen hinreißen würde. Wie schmeichelhaft für einen ehrbegierigen Jüngling! Was halfs, daß er mir rieth, es zu unterlassen und mich auf meine Studien zu legen?

Ich hatte versprochen, nicht zu Hause zu kommen, bevor ich meine akademischen Studien vollendet, weil mein Vater fürchtete, daß meine Liebe zu Hause mich zu sehr zerstreuen würde.

Zum Unglück geschah das aber auch in Tübingen. Es wunderte mich, verschiedene meiner Mitstudierenden, die auch versicherten, verliebt zu seyn, mit größter Ruhe ihre Pfeife stopfen, sich in ihr Heft vertiefen und der Professoren Collegia hören zu sehen. —

Mir ging es anders. Adelheid folgte mir auf die hohe Schule, und schlich unvermerkt mit in die Hörsäle, statt des Professors auf dem Catheder, sah ich sie bei ihrem Nährahmen; statt des dogmatischen Vortrages, hörte ich sie mit mir reden. So konnte ich ganze Stunden sitzen, ohne mich zerstreuen zu lassen. Oft kams mir vor, als sey der monoton phlegmatische Professor ein sanftrieselnder Quell, der in der Nähe plätscherte, während ich auf einer Grasbank lag und mir sie dachte; und erst, wenn man scharrte, damit der Docent aufhöre, erwachte ich, um nach meinem Hute zu greifen und mit den Uebrigen aus der Thür zu stürzen. — Inzwischen ward ich bei diesem Zustande oft ängstlich und bange. Der Widerwille, Prediger zu werden

und mich mit diesen Studien zu beschäftigen, wuchs immer mehr. Dagegen lernte ich Englisch, Französisch und Italienisch und las unaufhörlich Dichterwerke, Geschichte und Philosophie. Metaphysik und Mathematik lagen meiner Sphäre noch ferner, als Theologie; jedes Handwerk, jede mechanische, oder schöne Kunst lag mir näher.

Diese Spannung versetzte mich oft in eine melancholische Stimmung. Es kam mir vor, als führten zwei feindliche Kräfte Krieg in meinem Innersten und als wisse ich nicht, mit welchem ich es halten solle. Auf der einen Seite Adelheid, Liebe, Frömmigkeit und Natur, ruhiges Auskommen und häusliches Glück. Auf der andern Seite Blumau, Freundschaft, Kunst und Studium, eine schöne Phantasieenwelt und allgemeine Bewunderung. Entweder musste ich Adelheid oder Melpomene fahren lassen; das war ausgemacht. Dieser Gedanke war mir schrecklich, und ich grübelte Tag und Nacht darüber, beide Neigungen zu vereinigen. Täglich wuchs

meine Liebe zu Shakespears Romeo und Julie. Ich kam mir viel unglücklicher als Romeo vor; denn er war es doch nur durch äußere Umstände; mich vernichteten innere feindselige Mächte. Endlich glaubte ich einen Mittelweg zu finden, den ich gehen könnte, und ich folgte ihm, nach der Ueberzeugung einiger schlaflosen Nächte.

Blumau war mit seiner Gesellschaft nach Norddeutschland gereist. Ich wusste, daß er auf der Reise in verschiedenen kleinen Städten spielen werde. Ich wohnte tief in Schwaben und war zum Prediger in einer kleinen Gemeinde in einem Landstädchen bestimmt. Ich hatte gehört, daß mehrere junge Männer von Erziehung hier und dort unter fremdem Namen spielten. Niemand kennt dich, dachte ich, vorzüglich verkleidet auf dem Theater. Du solltest zu Blumau gehen, dich drei Monate bei ihm aufhalten, Romeo und einige andere Rollen in den kleinen Städten spielen; diesen Zeitverlust kannst du durch Fleiß leicht wieder einholen; und fleißig musst du werden, wenn du dem Verlan-

gen ein Genüge geleistet, welches dich jetzt beständig zerstreut. Ich reiste.

Als ich Bluman mit seiner Gesellschaft in einer kleinen Stadt Sachsens traf, wunderte er sich zuerst und freute sich mich zu sehen; aber als er meinen Plan hörte, ward er mißvergnügt. — Das geht nicht an, sagte er. In Allem, was der Mensch thut, muß Ordnung und Redlichkeit seyn. Opferst du den Musen verstohlen, so werden die Musen sich rächen. Deine Stirn wird ihre Offenheit verlieren, dein Blick seine Sicherheit, wenn du in den Tempel als ein Nicodemus kommst. Laß dich nicht von der abgeschmackten Meinung verführen, daß man die schönen Künste als Nebensache treiben könne. Für Weiber passt sich das; bei ihnen gibt oft Grazie und Bescheidenheit selbst dem Unvollendeten einen Schein von Vollkommenheit. Aber ein Mann darf es nicht; er hat nichts, womit er Männer bestechen könnte. Er ist zu wichtigen Beschäftigungen geboren; eine jede solche erheischt dies Menschen-Leben und

und unablässige Uebung. — Und was ist schwieriger, als eine Kunst? Bilde deine Einsicht, deinen Geschmack; das musst du. Aber willst du auf solche Weise mit der Kunst spielen, so setzest du dich der Gefahr aus, daß Eitelkeit, Neid und Bitterkeit Wurzel in deinem Herzen schlagen. Bedenke die schiefen, harten Urtheile! Sie kommen nicht von dem vollendeten Meister; er ist immer billig und schonend; auch nicht von dem großen Haufen; er freuet sich, so weit die Natur ihn für das Schöne empfänglich machte, sucht sein Vergnügen und wird nicht von Persönlichkeiten geleitet. Selbst die Pfuscher, obgleich sie die schlimmsten sind, niederzureißen, schiefe Urtheile zu fällen und Kabalen zu spielen, verursachen dennoch nicht soviel Unglück; sie spielen zu plump, Jeder kann ihnen sogleich in die Karte gucken. Von dem eingeschränkten Talent, entwickelt bis zu einem gewissen Grad ohne reif zu seyn; von dem Mann mit Kunstanlagen, den die Umstände in einen andern Wirkungkreis versetzt, kommen die ge-

fährlichsten Verwirrungen. Das Gefühl von dem, was ihm das Glück versagt, macht ihn bitter gegen Andere, und bringt ihn dazu, mit witzigem Scharfsinn da Fehler zu suchen, wo alle Welt sich über Vollkommenheiten freuet. Er sieht nicht in den Mond, wie der Verliebte, um die Schönheit zu fühlen, sondern er kehrt ihm den Rücken zu, wie ein Sterngucker und schauet ins Telescop der Spitzfindigkeiten, um Flecken zu entdecken.

Ein solcher, Blumau, rief ich, will ich nie werden! denn ich fühle in meinem Innern, daß es ein wahrer Trieb, eine bestimmte Anlage ist, die mich treibt. — Eine solche Anlage denkst du doch wohl nicht in drei Monaten zu entwickeln? antwortete Blumau. Das hieße nur Salz ins Oehl schütten, um deinen Durst zu löschen. Du musst dich entweder für das Eine oder Andere bestimmen. Prediger und Akteur kannst du nicht öffentlich und ehrlich zugleich seyn, so oft es auch heimlich und unehrlich geschieht und geschehen ist. Dieser Schritt

würde dich deiner Adelheid berauben. Bist du davon überzeugt und liebst Adelheid, so muß dies der kräftigste Grund seyn, dich davon abzuhalten. — Aber, Blumau, rief ich betrübt; ich liebe auch die Musen.

Warum soll denn zwischen dem Guten in der Welt so oft Streit Statt finden? — Das ist das Schicksal, sagte Blumau, mit einem theilnehmenden Blick; Keim zu allem Tragischen. — Guter Franz, sagte er darauf herzlicher, — sey versichert, daß ich an deiner unangenehmen Lage Theil nehme. Aber glaub' auch nicht, daß Alles verloren sey, weil du jetzt nicht sogleich deinen Wunsch befriedigen kannst. Daß du Anlagen zum Künstler hast, glaube ich bestimmt; aber wer weiß, ob es nicht mehr Poesie, als für die Schaubühne ist? Du hast einen gewissen Hang zur Unabhängigkeit, zur Einsamkeit und deinen eigenen Gedanken nachzugehen; du bist mehr Grübler und Enthusiast, als Beobachter und zum Umgange geschickt. Wenn dem so ist, so wünsche ich dir

Glück? Der Dichter ist sein eigener Herr; eine ganze Welt bewegt sich in seinem Innern und von den äußern Mitteln bedarf er nur Feder, Dinte und Papier, sich verständlich zu machen. Unsere Kunst bedarf einer Menge Nebensachen, und wird von einer Menge von Auctoritäten beherrscht, die uns oft so verwirrt machen, daß wir weder recht ein noch aus wissen. —

Und wenn ich nun Poet wäre, sagte ich, könnte ich da als Prediger Theaterstücke schreiben? Könnte ich Alles frei ausdrücken, wie's der Dichter muß? Würden nicht gewisse Fesseln, welche mir mein Stand anlegte, meinen Pegasus verhindern zu fliegen, meinen Witz Strahlen nach allen Seiten zu schießen, und meinen Geist mit Freiheit sich zu bewegen? Bluma blieb mir die Antwort schuldig und ich rief triumphirend: So laß da nach den Umständen uns bequemen, wenn wir sie nicht entfernen können.

Ein schlechter Schiffer segelt gegen den Wind; er würde gewiß Schiffbruch leiden; durch La-

viren kommt man zum Ziele, wenns auch langsamer geht. Es ist außerdem thöricht, systematisch in einem Leben zu handeln, welches aus so unzähligen Zufällen zusammengesetzt ist. Das Klügste ist, dem Instinkte zu folgen, wo es nicht geradezu gegen die Pflicht streitet. Wer sich langsam vorbereitet, vollendet nie einen Weg; wer keck wählt und handelt, gewinnt und wirkt.

Die verwunderte Menge sucht ihn am Ziele, ohne zu wissen, wie er dahin gekommen. Wahrlich, Bluman! Heroismus gehört in der Welt zu Allem von Wichtigkeit.

Ein Kinderspiel von drei Monaten, eine heroische Wichtigkeit! sagte Blumau mit einem satyrischen Lächeln, welches sein Mißvergnügen ausdrückte. Du beweisest mir wiederum, mein guter Franz, was ich hundert Male erfahren, daß der Mensch nicht einsieht, was er nicht einsehen will.

Ein witziger Kopf hat recht, wenn er eine jede solche Expectoration, die nicht geradezu auf Zweck ausgeht, eine Menuet nennt. Das

tanzende Paar grüßt sich, macht einige Pas vor und zurück, verneigt sich, nähert sich, reicht sich einander die Hand, wendet sich einander den Rücken, verneigt sich und zuletzt stehen sie — wo sie standen als die Menuet begann! — Mein Endurtheil ist: thue, was du nicht lassen kannst, und nimm, was daraus folgt. Als Direkteur muß es mir lieb seyn, dich eine zeitlang in meiner Gesellschaft zu haben. — Blumau, sagte ich: ich will dir mit einer Replik aus Shakespears Romeo antworten:

Du kannst von dem, was du nicht fühlst, nicht reden.
Wärst du so jung wie ich, und Julia dein,
Wärst du wie ich von Lieb' entglüht, verbannt; —
Dann möchtest du nur reden, möchtest nur
Das Haar dir raufen, dich zu Boden werfen
Wie ich, und so dein künft'ges Grab dir messen!

Und ich, sagte Blumau lächelnd, indem der Maschinenmeister kam, um mit ihm zu reden, will dir mit Lorenzos Replik erwiedern: „Steh auf; man klopft! verbirg dich, lieber Freund!“

Jetzt ward Romeos Rolle einstudirt und probirt. Wie schlug mein Herz, als ich zum Erstenmale bei der Probe die Breter betrat. Was sonst die Illusion zu stören pflegte, die groben Flecken auf den Coulissen und den Wangen der Actricen; das modern unordentliche Negligée; die beständigen Intermezzos vom Soufleur und Maschinenmeister; alles das hatte für mich einen eigenen Reiz. Es kam mir vor, als sey ich in einer Versammlung von Zauberern, die, durch eine scheinbar ungereimte Mischung gänzlich verschiedener Dinge, eine harmonische Wirkung hervorzubringen verstanden. Selbst der Umstand, daß meine geliebte Julie ein affektirtes und etwas coquettes Frauenzimmer über die Jahre der Blüthe war, störte mich nicht. Vielmehr war mir's lieb. Ich liebte Adelheid, und wünschte auch den geringsten Grad von Untreue zu vermeiden. Ich hatte beschlossen, mir Julie als Adelheid vorzustellen. Wäre die Schauspielerinn jung und schön gewesen, da würde es mir vielleicht nicht so leicht

geworden seyn. Nun lebte ich in der reinen Phantasie, und das war mir das Liebste.

Das Einzige, was mich störte, war ein Harlequin, der in einigen kleinen Farcen nach den großen Stücken zu spielen pflegte, mochten es nun Tragödien oder Comödien seyn. Dieses kam mir sehr unwürdig vor, und nichts in meiner ganzen Umgebung störte mich so sehr, und ließ mich so sehr fühlen, daß ich mich doch eigentlich einem Pöbelschwarm, wie dieser Harlequin, angeschlossen habe. Er liebte seine bunte Tracht so sehr, daß er sie nicht einmal ablegte, wenn er nicht spielte; welches, wie ich nachher hörte, daher kam, weil er keine andere hatte; denn alle andere Kleider versetzte er, sobald er sie erhielt, um lustig zu leben.

Ich war, wie alle junge Leute, einseitig, nur die Tragödie liebte und bewunderte ich im Dramatischen. Auf das Komische sah ich vornehm herab und das Burleske verachtete ich. Erst nachher bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß eben sowol Genie und Geschmack dazu ge-

hört, burlesk ausgelassen, als pathetisch zu seyn; daß die burleske Carricatur eben sowol Consequenz, Haltung, bestimmten Charakter und Wahrheit haben muß, wie jede andere allegorische Darstellung. Existiren Harlequin und Pierrot nicht im Leben, so müssen sie doch auf dem Schauplatze existiren; das heißt, es muß Uebereinstimmung im wahren Wesen herrschen.

Und obgleich die Vorstellung selbst übernatürlich ist, so darf die Darstellung deshalb doch nicht unnatürlich seyn. Der Schauspieler muß bewirken, daß wir das Wesen, welches er darstellt, für wirklich halten. Daher denn plumpe unzusammenhängende Lapperei hier eben so wenig als sonst an ihrem Platz ist; und ein Künstler kann wahres Hogarthsches Genie zeigen durch Darstellung solcher Masken, wo Laune sich mit Satyre verbindet, Phantasie mit Witz, und scheinbare Plumpheit mit wirklicher Behendigkeit. — Hätte ich meinen bunten Kunstbruder mit etwas mehr Achtung behandelt, so würde ich ihn mir vielleicht zum Freunde ge-

macht haben, statt daß er nun mein Feind ward. Seiner Munterkeit und wilden Lustigkeit auf der Bühne ungeachtet, war er außer der Bühne finster und bitter; welches diese Art Menschen gewöhnlich aus Ermüdung, Ueberdruß und Mangel an Achtung und Auskommen werden. Sobald er merkte, wie sehr ich ihn übersah, beschloß er sich zu rächen, und das that er auf folgende Weise. Da ich als Romeo fertig angekleidet in den Coulissen stand, fiel er, gerade als ich hineintreten sollte, am Eingange vor mir auf die Knie, und betete mich als personificirte tragische Muse an. Dann bat er mich, eine Tasche voll Beifallklapps, welches ohne Zweifel auf mich niederregnen würde, ihm und seinen vielen kleinen unversorgten Kindern mitzubringen. — Ich antwortete ihm mit einem zornigen Blick, daß er leicht Klapps erhalten könnte, wenn er nicht bei seiner Narrenkappe bleibe. — O, rief er, Keiner soll sich über mich beklagen, daß ich auch nicht bei meiner bunten Kappe bleibe. Aber

Euer Wohlgeborn sind, höre ich, von den Büchern zu den Coulissen gelaufen, und ich fürchte, Sie werden so heroisch werden, wenn Sie noch einige ähnliche Rollen spielen, daß Sie von den Coulissen geradezu dem Kalbfelle nachlaufen und die Muskete auf den Nacken nehmen. Ich musste ihn fast zur Seite stoßen, um zu rechter Zeit hinein zu kommen.

Daß ich in meiner Rolle gestört war, ist natürlich. Erst durch Blumaus treffliches Spiel kam ich wieder in die Illusion hinein. Mit welcher Würde, Frömmigkeit und Gutmüthigkeit stellte er Lorenzo dar! Kein Wort fiel zur Erde. Sein gutherziges Mitleid mit Romeos und Juliens Leidenschaft war äußerst rührend. Ich hatte gefürchtet, daß er alle die Ermahnungen, welche er mir zu sagen hatte, persönlich mit Rücksicht auf unsere letzte Unterredung vorbringen werde.

Aber nein! Blumau ehrte und liebte seine Kunst zu sehr dazu. Er war unvergleichlich; und manche Jahre darauf, wenn ich in meinem

Eremitenleben mir das Ideal eines frommen Klosterbruders dachte, um mich darnach zu bilden, stand immer Blumau als Lorenzo in dem herrlichen Monolog vor mir, mit dem gutherzigen Lächeln, dem sinnreichen Blick, in seiner braunen Kutte, und mit dem Fruchtkorbe am Arm. — Alles ging für mich gut, bis zur Scene mit dem Apotheker. Da dieser nur wenig im Stücke zu sagen hat, so war Vormittags ohne ihn Probe gehalten. Was schildert meine Verwunderung, als ich nun den obengenannten Harlequin in dieser Rolle eintreten sah? Seine Gestalt und Kleidung entsprachen vollkommen der Beschreibung. Mit den niederhängenden Augenbraunen, dem hohen Blick, abgezehrt von Elend, näherte er sich und sah wirklich aus, wie ein solcher Laborant, der sein trauriges Leben in einem armen Laden zubringt, wo aus einem ausgestopften Krokodil, einer Schildkröte, einigen leeren Krügen, grünen Töpfen, einigem Bindfaden, Blasen und verschimmelten Samen, der ganze Hausrath

besteht. Ich weiß nicht, wie es zuging, aber statt daß der vorhergehende Auftritt in den Coulissen mich hätte stören sollen, hatte diese Ueberraschung etwas so Reizendes für mich — und der Apotheker sagte mir seine wenigen Repliken mit so viel Natur und Unbefangenheit — daß er mich wirklich rührte. Mein Mitleid für den Apotheker vermischte sich zugleich mit einem Mitleid für den Menschen, der die Rolle spielte und bei dem ich mehr Verdienst entdeckte, als ich erwartete. Die Scene ging sehr gut. Als ich zu Ende war, wollte ich ihn aufsuchen; — aber er war zu Hause gegangen.

Merke hier wohl, lieber Leser, wie oft das Schicksal unsers Lebens am feinsten Faden hängt! Hätte dieser Mensch nur noch wenige Augenblicke auf dem Theater verweilt, so würde dies die wichtigste Veränderung in meinem ganzen nachherigen Schicksale bewirkt haben. Ich würde nicht meine Adelheid, mein Amt, meinen guten Ruf verloren haben. Ich würde nicht genöthigt worden seyn, die Welt zu fliehen, um

in dieser Einsamkeit Trost zu finden. — — Ich suchte ihn vergebens, und das that mir leid, weil es mein Vorsatz war, ihm für die Rolle zu danken und mich mit ihm auszusöhnen. Ich war munter gestimmt. Ich hatte ungetheilten Beifall erhalten. Meine Phantasie war in voller Bewegung. Ich stellte mir die letzten Scenen mit meiner Julie in Kapulets Kapelle mit demselben Gefühl von Lust vor, mit der ich in meiner Kindheit die Scenen auf dem Kirchhofe betrachtet. Adelheid stand beständig als Julie vor mir. — Man wird es vielleicht sonderbar finden, daß ein junger Mensch Vergnügen daran finden konnte, seine glückliche Liebe als unglücklich zu denken. Und doch will ich jeden Liebhaber von Gefühl und Phantasie fragen, ob er nicht oft dasselbe gethan hat? Der erste, süße Champagnerschaum der Liebe berauscht das Herz und trägt es vom dürftigen Augenblick zur Ewigkeit über. Man wünscht in den wichtigsten Katastrophen mit seiner Geliebten zu leben, um ihr seine Selbst-

aufopferung zu beweisen; man denkt sich mit einer Art von Wehmuth ihrer beraubt, um ihr nicht blos Thränen der Freude, sondern auch des Kummers zu weinen; und um sich recht in die Sinne fallend davon zu überzeugen, wie unglücklich man ohne sie seyn würde. Ach, mir ahnete nicht, daß die Scene, nur mit einigen Veränderungen, bald in der Wirklichkeit wiederholt werden, und daß die süße Wehmuth der Kunst in kurzer Zeit in bittere Verzweiflung der Wirklichkeit verwandelt werden sollte.

Da ich Schwalbe nicht fand, (so hieß der, welcher den Apotheker gespielt) beschloß ich, am folgenden Morgen mit ihm zu reden, und versetzte mich sogleich völlig wieder in meine Rolle, um mit Balthasar auf den Kirchhof zu kommen. Alles ging nach Wunsch. Das Grab ward geöffnet, Paris fiel; der schöne große Monolog kam; ich sprach ihn mit aller nur möglichen Deutlichkeit, Feuer und Gefühl bis zu den Worten: Gib mir den Becher! Ich muß ihn haben.

Hier leerte ich die Flasche; aber kaum war

es geschehen, als ich merkte, daß ich Tartarus emeticus erhalten. Es war mir vor Uebelkeit nicht möglich als todt liegen zu bleiben. Ich mußte aufspringen und den Schauplatz verlassen. Mein Aufstehen verwandelte das allgemeine Weinen in Lachen. Ich begegnete dem bestürzten Blumau in den Coulissen. Mit wenigen Worten erzählte ich ihm mein Unglück und eilte auf mein Zimmer; krank, verzweifelt und im hohen Grade erbittert über den abscheulichen Schwalbe, welcher mir diesen Streich gespielt. Ein Schauspieler kam bald zu mir hinauf und tröstete mich damit, daß Blumau durch seine Geistesgegenwart und seine Wohlredenheit Alles wiederum in Ordnung gebracht, ja sogar verursacht habe, daß die Zuschauer in der vorigen Stimmung das Schauspielhaus verlassen. „Der junge Mensch, hatte er gesagt, welcher Romeos Rolle spielte, habe sich so stark angegriffen, daß er selbst davon Uebelbefinden erhalten. Man müsse sein Weggehen entschuldigen, und bedenken, daß ein Jüngling

noch nicht zu der Fertigkeit gekommen sey, das Tragische auf eine leichte und unschädliche Weise zu fühlen, und die Kunst von der Natur zu trennen.“ So wusste Blumau das Mitleid, welches man für Romeo verloren, auf den Schauspieler zu lenken, welcher ihn dargestellt hatte. Mit allgemeinem Beifallklatschen und einem wiederholten Bravo hatte man das Schauspielhaus verlassen.

Am folgenden Tage erhielt Schwalbe seinen Abschied, so ernsthaft er auch versicherte, in der Flasche sich geirrt zu haben, und daß er selbst vorgehabt, sich derselben zu bedienen, da er sich nicht wohl befinde. Aber leider war dieses nicht der schlimmste Streich, den er mir spielte.

So heftig ein Jüngling in seinen Wünschen ist, eben so leicht kann oft eine vorfallende Unannehmlichkeit ihn davon abkühlen und ihn ihrer überdrüßig machen.

Es kam mir vor, als sey das ganze Schauspielwesen bei dieser Gelegenheit profanirt und

getrübt. Blumaus Ermahnungen standen klar vor mir; und ich betrachtete diesen Zufall als einen Wink meines guten Genius, eine Bahn zu verlassen, die mir nur Unglück bringen werde. Alles kam mir trübe und gestört vor. Nicht einmal Blumau gefiel mir mehr so sehr.

In Tübingen hatte ich ihn in einigen lichten Augenblicken in der grünen Natur gekannt; hier sah ich ihn im Negligée. Die meisten Menschen verlieren durch täglichen Umgang; und nur mit Frau und Kindern kann man von Morgen bis Abend leben, weil das Familienband diesen Kreis so zu sagen zu Einer Person macht, mit ein und demselben Interesse, ein und demselben Ziel, und dennoch die verschiedensten Wirkungen hervorbringt. Nicht einmal Verliebte halten mehrere Jahre den täglichen Umgang aus. Sie halten es für Pflicht, immer entzückt zu seyn und wie kann man das vom Morgen bis zum Abend? Die süße Leidenschaft kühlt sich ab, und erst die Vermählung versetzt sie wieder in ein natürliches und reines

Verhältniß. Aber vielmehr ist jenes mit Männern der Fall. Ein Mann muß Stunden haben, wo er allein, wo er ernst ist, wo er denkt und sich entwickelt. Die beständige Gesellschaft erregt üble Launen, und man zankt zuletzt, wenn man nichts Neues mehr zu sagen hat, weil man Zorn doch für besser als Gleichgültigkeit hält, und weil die Versöhnungscenen mit der darauf folgenden Herzlichkeit dem ewigen Einerlei doch eine Art von Würze geben. Einsamkeit und Trennung sind die angenehmen Zwischenschatten, welche den Farben des Lebens Schönheit geben; und der, welcher beständig Licht haben will, hat zuletzt nichts Andres als Finsterniß. Gleichwie die Arbeiter des Feldes erst am Abend sich versammeln, um die Mahlzeit zu verzehren, welche sie im Schweiße ihres Angesichtes verdient, so sollten auch die geistig Wirkenden sich versammeln, wenn sie vorher getrennt gearbeitet und eingesammelt, um dann in munterer freundschaftlicher Vereinigung einander die Früchte davon mitzutheilen. —

Dies fühlten Blumau und ich. Er hatte mir nichts Neues mehr zu sagen; ich nichts mehr von ihm zu hören. Nun gilt's Handeln und nicht mehr Ermahnen. Ungeachtet ich fühlte, daß er Recht habe, verursachte es mir dennoch zuletzt Ueberdruß, immer von ihm getadelt zu werden. Er war die wichtigste Ursache zu meinem dortigen Aufenthalt; als sie aufhörte, mussten die andern Bänder leicht zu lösen seyn. Ich betrat das Theater nur jenes einzige Mal, nahm Abschied von meinem Freunde, fühlte beim Abschied wieder recht lebhaft, was ich an ihm verlor, — und eilte nach Tübingen. Von dem Augenblicke an, da Blumau nicht ferner so unabläßig meine Gedanken beschäftigte, stand Adelheid wiederum recht lebendig vor mir. Seine Brillanten-Strahlen hatten gleich meiner Sonne eine Zeitlang den schönen Mond zurückgedrängt. Wohl hatte ich sie immer an meinem Taghimmel gesehen, aber gleich einem lichten fernhinschwebenden Schatten. Als nun die Sonne unterging, stand die klare Luna wie-

der in ihrem vollen Glanze da, und winkte mir zu den Gegenden meiner Kindheit.

Ueberdruß in Tübingen zwang mich zum Fleiß; ich sah Fleiß als das einzige Mittel an, mich aus meinem unangenehmen Zustande zu reißen und mein Abenteuer zu vergessen. Das Andenken an Adelheid war ferner keine zerstreuende Beschäftigung mehr; die Zeit hatte es zu einem heiter anreizenden Verlangen gemacht. So vollendete ich meine Studien auf der Universität, und eilte dann in Adelheids Arme.

Bei meiner Rückkunft fand ich meinen Vater an einem schlimmen Nervenfieber krank. Er hatte nicht einmal Bewusstseyn genug, um mir seinen Segen zu geben. Dies machte mir seinen Verlust noch schmerzlicher und ich hielt es für eine schlimme Vorbedeutung. Aber er hatte bei Lebzeiten seinen Sohn nicht vergessen. Er hatte es abgemacht erhalten, daß ich sein Amt erben solle. Liebe tröstete mich. Mit Entzücken umarmte ich meine Adelheid. Sie ahnete nichts von dem, was während meiner Abwe-

senheit vorgefallen. Was war natürlicher, als daß ich als Student eine kleine Fußreise nach Berlin und Dresden gemacht habe? Aber ich hatte ein Geheimniß auf meinem Herzen, und das quälte mich. Wie oft war ich entschlossen, Alles zu offenbaren! Aber ihr Vorurtheil gegen das Theaterleben ließ mich einsehen, daß ich durch meine Offenherzigkeit zu viel wagen würde. Konnte nicht ihre Achtung für mich geschmälert werden? Und würde ihr Vertrauen zu meiner Redlichkeit nicht einen Stoß gelitten haben, wenn sie erfahren, daß ich ihr so lange mein Geheimniß verschwiegen? Aber noch mehr: Es würde sie für die Folge geängstigt haben. Ich schwieg also, und gewöhnte mich dazu, diesen Schritt als einen Traum zu betrachten.

Ich ward Prediger. Ich heirathete meine Adelheid. Nach Verlauf eines Jahrs war ich Vater einer kleinen Tochter. Wie war ich glücklich im Kreise aller der Erinnerungen meiner Kindheit! Derselbe Garten, derselbe Wald, dieselben Spaziergänge. Ein liebenswürdiges

Weib, und ein niedliches Kind! So schwanden drei Jahre und meine Frau war wieder hochschwanger. Ich wünschte mir einen Sohn. Der einzige Wunsch, dessen Gewährung noch fehlte, um mich vollkommen glücklich zu machen.

Es war ein schöner Pfingstsonntag. Die Natur hatte sich mit ihren grünen Kränzen und goldnen Lilien geschmückt, um das Fest der Begeisterung anzudeuten. Die Jünglinge hatten leichte Mayen im Walde gefällt und die Mädchen hatten Kanzel und Kirchenstühle damit ausgeschmückt. Meine Frau ging an meiner Seite zur Kirche mit der kleinen dreijährigen Susanne an ihrer Hand. Ich war so heiter. Der klare Himmel, die blaue Luft versetzten mich gleichsam hin nach Palästina. Ich glaubte Jesus auf dem Felde durch das keimende Gras wandeln zu sehen; einen schlanken Jüngling in dem braunen Mantel. Ich dachte mir, wie glücklich die Menschen gewesen, die mit ihm lebten, und Weisheit von seinen Lippen hörten, und Liebe aus seinen Augen strahlen sahen. So dachte ich

dann wieder an den furchtbaren Tag, der sie plötzlich im schönsten Lenz ihres Lehrers und Meisters beraubt. — Wie niedergeschlagen sie seyn mussten! Aber wie sehr dann wiederum sein unsterbliches Andenken sie bei einem Fest begeistert habe, welches zu seinem Andenken gefeiert ward, und ihnen Flammenzungen gegeben. Dieses Fest sollte sich nun erneuern und mir Worte leihen, seinen Verlust auszusprechen, um heftige Wehmuth in den Herzen meiner Zuhörer zu erwecken; aber aus dieser Wehmuth sollte wiederum Muth und Kraft hervorkeimen, seiner Spur zu folgen und seiner sich würdig zu machen. So ward die Erinnerung zum Band, den Tod mit dem Leben zu verknüpfen; und die Hoffnung, welche durch die Erinnernng erweckt ward, verband wiederum das Leben mit der Ewigkeit. So war das Fest der Erinnerung zugleich Fest der Hoffnung. Und deshalb schmückten wir die Kirche mit dem hoffnungvollen Grün! Und gleich wie unschuldig und grün der Lenz im Walde blühe, sollte kräf-

tig und freundlich Tugend in unserm Herzen blühen. —

Dieses war ungefähr der Gedankengang der Predigt, die ich halten wollte. Ich pflegte nicht aufzuzeichnen, sondern nur zu überdenken, was ich reden wollte. Die Natur hatte mir Leichtigkeit gegeben, meine Gefühle auszudrücken, und da es Pflicht des geistlichen Redners ist, mehr das Herz für das Gute und Hohe zu nähren, als den Verstand zu überzeugen, so hielt ich es für das Beste, mich meinem augenblicklichen Feuer zu überlassen, welches gewiß nicht aus Gemächlichkeit geschah. —

Da wir zu dem großen Rasenplatze unweit der Kirche kamen, konnten wir vor Menschengedränge nicht fortkommen. Die Kirchenglocke, die zur Feierlichkeit tönte, ward von einer gedämpften Trommel, einem Paar klingenden Becken und einigen Flöten übertäubt. Ich erkundigte mich, was dies sey? Man erzählte mir, daß es ein Bärenzieher und ein Bajas sey, welche die Stadt ergetzen wollten. Ich fragte

nach dem Kirchenvogt. Man antwortete, er sey krank. Nach dem Wächter. Er war nicht zur Stelle. Meine Freunde! sagte ich zu den Umstehenden; nun ists nicht Zeit zu dergleichen. Es ist eine schlimme Unordnung, daß diese Leute ihre Künste unter dem Gottesdienste zeigen wollen. Man muß sogleich zum Amtmann gehen und ihn davon benachrichtigen. Ich hoffe seine Leute werden bald kommen und dann wird mans bereuen, ohne Erlaubniß gerade vor der Kirche seine Bude aufgeschlagen und die Feier des Festes gestört zu haben.

Während dieser Rede zerstreute sich die Menge; und da die Bärenziehergesellschaft gerade zwischen der Kirche und mir stand, musste ich, meines Mißvergnügens ungeachtet, ziemlich nahe vorbei gehn. Ich werde bald einpacken müssen, hörte ich einen alten Mann sagen; hier ist nichts für Euch zu verdienen. Seine Wohlehrwürden will Euch bei der Polizei verklagen. — Da geschieht solchem Landstreicherpack ihr Recht! sagte ein Andrer; sie kommen, nicht nur

unser Geld aus dem Lande zu schleppen, sondern entweihen obendrein den Festtag und stören uns in unserer Andacht. — Unterdeß war ich an dem Bärenzieher vorbeigekommen, der verlegen mit seiner Sackpfeife unter dem Arm und seiner polnischen Mütze in der Hand da stand. Aber man denke sich meinen Schreck, als sich Bajas umdrehte und mich ansah. Er war derselbe Harlequin, — Apotheker — Schwalbe, der vor fünf Jahren in Shakespeares Romeo und Julie mir den unverschämten Streich gespielt, wodurch ich genöthigt wurde, das Theater zu verlassen! Sobald er mich bemerkt, funkelte zuerst ein verwunderndes, dann ein boshaftes Feuer in seinen Augen. Er verrieth im Augenblick Alles, wandte sich dann mit einer lächerlich verdächtigen Miene zur Gemeinde und fragte: Ist das Euer Prediger? — Das kannst du wohl sehen, war die Antwort. Ich stand da wie ein Sünder, der zur Richtstätte geführt wird, um nicht blos den Tod, sondern einen schmerzlichen Tod zu erleiden.

Ich sah all mein Unglück voraus und war leichenblaß; — Alles, was ich vermochte, war, mit einem Blick voll Thränen meines Büttels Barmherzigkeit anzurufen. Aber diese Verwirrung kitzelte ihn nur noch mehr. Mit seinem spitzgedrückten Hute in der Hand näherte er sich ehrerbietig, und sagte mit einigen Bücklingen: Dies ist also das zweitemal, daß ich die Ehre habe, Ihrer Wohlerwürden Bekanntschaft zu machen. Ich sehe, wir haben Beide seit der Zeit die Kouleur gewechselt. Ich bin weiß geworden und Sie schwarz. Sie haben sich eine hübsche Familie zugelegt; aber meine ist auch nicht zu verachten. Sehen Sie den jungen Rittersmann da auf seinem Zelter? Das ist mein Sohn! — Den Hut ab, Taugenichts! Und die schöne Dame dort mit dem Kopfputz ist meine Tochter. Willst du dich wohl verneigen?

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als ein Affe in kurzer blauer Jacke, der rücklings über des Bären Hals saß, seinen gallonirten dreieckigen Hut vor mir abzog, und ein

kleiner Hund in einem Fischbeinrocke sich zu verneigen begann. Alle Menschen verwunderten sich höchlich über diese Unverschämtheit gegen einen Prediger im Ornat; und er würde ohne Zweifel gesteinigt worden seyn, hätten nicht Einige aus der Jugend der Stadt, die er auf seiner Seite erhalten, ihn in Schutz genommen. — Meine Frau sah mich mit großen Augen an, und meine kleine Susanne tanzte unnd sprang vor Freude über den Hund und den Affen. Sieh, süßer Vater! rief sie; schön, schön! — Das war mehr, als ich ertragen konnte. Ich sank auf eine Bank in der Nähe nieder. Der grausame Bajas war noch nicht mit dieser Demüthigung zufrieden. — Ihre Wohlehrwürden, sagte er, haben gewiß nichts dawider, daß wir unsere Bude der Kirche so nahe aufschlagen? Ich weiß, Sie sind ein Freund davon, das Proscenium und die Kanzel zu vereinen! Jetzt konnte das Volk sich nicht länger halten. Ein starker Kerl schlug ihn an den Kopf, so daß er taumelte und sein Gesicht mit Blut bedeckt ward. — Warum schlagt

ihr mich? rief der erbitterte Wahnsinnige. Euer Priester ist ein eben so großer Hanswurst, wie ich, das will ich beweisen. Er ist ja Comödienspieler gewesen! Wir haben Beide vor fünf Jahren in Sachsen zusammen agirt, wo er sich mit einem Vomitiv auf dem Theater vergiftete. Laß ihns läugnen, wenn er kann! — Mehr hörte ich nicht; ohne Bewusstseyn sank ich nieder.

Möge die darauf folgende Scene des Schreckens mit einem Schleier bedeckt seyn! Man darf nicht das Mitleid seiner Mitmenschen zum wirklichen Schmerz mißbrauchen, und das würde ich, wenn ich mein Unglück eben so genau beschriebe, wie mein bis dahin geführtes Leben. Aber dein Mitleid wirst du dem armen Franz nicht versagen, lieber Leser! wenn du hörst, daß seine Adelheid drei Wochen nach dieser Begebenheit auf dem Kirchhofe lag mit einem todtgebornen Knaben an ihrer Brust. — Als ich sie begraben und freiwillig mein Amt niedergelegt, stand ich Abends nach ihrer Beerdigung, mit meiner kleinen Susanne an der Hand, ei-

nem bleichen Schatten gleich, an meiners Schwiegervaters Thür. Er nahm mein Kind zu sich, ich umarmte Susanne mit Thränen, betrachtete noch einmal die Züge meiner Adelheid in dem kleine Gesichte — und ging!

Auf dem Wege rief man mir nach: Sieh, da geht der Priester, welcher Comödiant gewesen ist! Ich musste aus Furcht vor dem Rufe der Knaben aus der Stadt eilen. Abends hielt ich mich im Walde auf; als es finster ward, kehrte ich zum Kirchhofe zurück, um einige Augenblicke bei dem Grabe meiner seligen Frau zu verweilen. Ich brachte eine wilde Rose mit aus dem Gebüsch, pflanzte sie neben ihr Haupt und bewässerte sie mit meinen Thränen. Gerade als ich gehen wollte merkte ich, daß man vergessen habe, die Kirchenthür zu verschließen. Ich ging hinein. Mein ganzes Leben stand hier, wie in einem großen Begräbniß in rührenden Denkmählern. Ich ging zur Orgel und sang einen Psalm wie in meiner Kindheit; stieg hinab zur Kirchenflur, wo ich und Adelheid konfir-

mirt waren; bestieg die Kanzel und hielt meine Abschiedsrede. Es kam mir vor, als säße Adelheid im Kirchenstuhle und hörte mir zu. Ich stieg hinab und blieb an der Taufstätte stehen, wo ich getauft war und wo ich meine Susanne getauft hatte. Auf dem Boden lagen einige Stücke des Blättergoldes, womit man bei der letzten Hochzeit die Kirche geschmückt. Ach, dachte ich, ein solcher Flitter war dein Glück. Ich nahm es auf und bewahrte es. Plötzlich fiel es mir ein, daß Adelheids Gesangbuch in ihrem Stuhl liegen müsse. Ich eilte hin und fand es wirklich auf seiner alten Stelle. Ich schlug es auf. Ihr Name stand vorn auf dem weissen Blatte von ihrer eigenen Hand geschrieben. Ich drückte es an meine Lippen; blätterte im Buche und fand ein verwelktes Rosenblatt neben einen frommen Vers geklebt.

In diesem Vers las ich Trost vom Himmel. Ich bewahrte das Psalmenbuch auf meiner Brust, und eilte aus der Kirche, wohin der Zufall mich führte. —

Was mir auf dieser Wanderung begegnete, weiß ich nicht. Ich ging wie im Traum, und mein Zustand war nicht weit von Wahnwitz entfernt. Ich sprach mit Niemanden. Das Geld, welches mir mein Schwiegervater gegeben, verschaffte mir Obdach. Ich trank gerne Wein, aber aß sehr wenig. Das Einzige, welches außer Adelheid und Susanne, meinem Gedächtnisse vorschwebte, war Blumau. Ohne zu merken, nahm ich dieselbe Richtung, wie zuletzt. Wie natürlich! es war der einzige Weg, den ich kannte: Als ich zu der Stadt kam, wo ich Romeo gespielt, erkundigte ich mich nach Blumau; aber Niemand wusste mir zu sagen, wo er nun sich aufhalte. Es war spät. Ehe ich ins Wirthshaus ging, griff ich in meine Tasche — sie war leer! Ohne Geld, sagte ich, erhältst du nichts von den Menschen. Du musst hinauf zum Harz, und Bergmann werden. Dort ist Gold. Dort ist lebendiges Begräbniß. Unter der Erdrinde bist du Adelheid näher. — Ich taumelte fort, und kam in der mondhellen

Nacht zu einem spiegelklaren Fluß, setzte mich ans Ufer und starrte ins Wasser. Eine kleine Mücke stürzte sich hinein. Der enge Ring breitete sich zu größern und immer größern Kreisen aus. Plötzlich kam es mir vor, als stieg eine Wassernymphe mitten in dem Kreise empor, mit einem Kinde in ihren Armen. Es war Adelheid! bleich, mit blauen Lippen, träufelndem Haar; das todtgeborne Kind an ihrer Brust. — Komm herab, lieber Franz, schien sie mit ihrer silberklaren Stimme zu sagen, komm herab zu mir und deinem kleinen Knaben! Susanne folgt bald. Was willst du in der dunkeln Welt? Hier unterm Wasser steht der Liebe Hain ewig grün, und die Buche mit meinem Namen! Hier ists so kühl, so klar! Beständiger Mondschein, beständige Liebe, — kein Grab. — Es kam mir vor, als fasste sie mich beim Fuße. Ich taumelte, glitt aus — und plötzlich sank ich ins Wasser und die Wellen schlugen über meinem Haupte zusammen.

Als ich erwachte, fand ich mich in dieser Hütte auf der Moosbank. Ein Greis in grauer Kutte,

mit einem langen weissen Barte, stand vor meinem Lager. — Gott sey gelobt! rief er froh, als ich die Augen aufschlug — Gott hat Barmherzigkeit gehabt. Du bist kein Selbstmörder. — Ich wollte reden; er verbot mirs, und brachte mir Herzstärkung. Erst am folgenden Tage, nachdem ein tiefer Schlaf mich erquickt, erhielt ich Erlaubniß, mein Schicksal zu erzählen. — Viel Unglück! sagte er; es gibt kein größeres; aber der Mensch muß mit Geduld leiden. — Was habe ich mehr in der Welt zu suchen? rief ich. — Deine Tochter und deinen Freund. Bin ich in diesem Zustande im Stande, mein Kind zu versorgen, zu erziehen? — Deiner Adelheid Vater will sie erziehn und versorgen. — Und wann sieht sie mich? — Wenn sie das unmündige Alter verlassen; wenn dein Schmerz ausgeras't hat. — Wie ertrage ich dieses elende Leben? — Bei einem Freunde! — Ach die unruhige Welt hat nichts Anlockendes mehr für mich. — So suche deinen Trost in der Einsamkeit. Auch der finstere Wald hat einen Freund für dich,

wenn du ihn nicht verschmähest! Er reichte mir seine Hand. Was hat Euch hieher gebracht, frommer Vater? — Lust zur Einsamkeit und zum Nachdenken; freie Wahl, nicht Unglück, wie dich. — Ich betrachtete den Greis: hoch und groß, wie er stand, kam er mir vor, wie eine göttliche Offenbarung, die vom Himmel gesandt sey, mich zu trösten. Ich blieb bei ihm, ging in den Wald und sammelte Wurzeln mit ihm; half ihm Speise zubereiten und Löffel und Schaufeln verfertigen, die er im nächsten Dorfe verkaufte. Das Geld legten wir in die Armenbüchse, wenn wir an der Kirche vorbei gingen. Wir lasen zusammen in der Bibel und in andern guten Büchern; hielten unsere Andacht zusammen. Er war Prediger und ich Zuhörer. In seiner Krankheit war ich sein Arzt; als er starb, begrub ich ihn und erbte diese Hütte und diese Kutte nach ihm. —

Ein Jahr nach meiner Ankunft starb er in einem hohen Alter. Sein Umgang hatte mich zur Einsamkeit gewöhnt. Im nächsten Städtchen

machte ich Bekanntschaft mit dem alten Tischler Wolf; er ward mein Freund, und wir besuchen einander einmal wöchentlich. Zwei Jahre nach meinem ersten Eintritt in diese Hütte, als ich in meiner Ruhe saß und las, hörte ich Jemanden außen im Walde singen. Ich ging hinaus; es war ein frommer Mann, der mir entgegeneilte, mit einem weissen Stab in seiner Hand, einer Schuhmacherschürze, einem kleinen Spitzbart, einer runden Perrücke und einem Pilgrimshut mit Muschelschalen. Er sang lustig:

Glücksel'ger Eremit!
Du lebst in deiner Ruh,
Und schaust dem Wesen zu,
Und frömmelst in der Hütt'.
Sieh meinen schnellen Schritt!
Ich hab' nur wenig Ruh.
Ich mache meine Schuh,
Faulenze nicht, wie du.

Schwer ist die strenge Buß'
Ach, weil für ein Vergeh'n

So lang die Felsen stehn
Ich Armer leiden muß.
Die Leut' auf ihrem Fuß.
Nicht wissen recht zu gehn,
'S macht ihnen viele Weh'n;
Doch, das muß ich verstehn.

Ich mache Leder weich,
Wenn's Hüneraugen sind.
Auch flick ich recht geschwind.
Ich tödte Ochsen gleich
Mit der Satyre Blitz.
Ich schinde Kälber sehr
Mit meiner Sittenlehr',
Und gerbe sie mit Witz.

Den Soccus mach ich gern,
Doch den Kothurnus auch
Nach neuestem Gebrauch.
Drum kommt, ihr edlen Herrn!
Es ist nicht eitle Kunst!
Ich will euch ebnen nur
Den Weg zu der Natur
Durch meine Schusterkunst!

Wer seyd Ihr, mein Freund? rief ich verwundert, als der Fremde, der sich neben mir auf die Bank gesetzt, seinen seltsamen Gesang endigte. — Kennt Ihr nicht den Schuhmacher von Jerusalem? rief er. — Was wollt Ihr damit sagen? — Wahrheit. Gestraft für meinen Muthwillen, ziehe ich von der einen großen Stadt zur andern, von einem Jahrhundert zum andern; gerbe den Narren mit meinem Knieriemen, zeige den Vernünftigen gerade auf ihren Beinen zu gehen, indem ich ihnen Schuhe nähe, die ihnen passen; und haben sie mehr Geist als Körper, so lasse ich sie auch zuweilen fliegen mit leichten Halbstiefeln. Auch angesehener Leute Kinder nahm ich zuweilen in die Lehre. — Ihr selbst habt ein Halbjahr den Faden gesucht und Löcher in die Sohle gebohrt; aber der Pfriemen stach Euch in die Finger; Ihr warft ihn fort. Meine glänzende Wasserkugel hatte nichts Anlockendes mehr für Euch und Ihr verliesset mich. —

Blumau, rief ich, und lag in seinen Ar-

men. — Er blieb drei Tage bei mir; dann verließ er mich. — Ueber's Jahr komme ich wieder, sagte er bei seiner Abreise. Lebt wohl so lange! Er hielt Wort auf eine wunderliche Art. Eines Abends, als ich, ein Jahr darauf, in der Dämmerung von dem Dorfe zu meiner Hütte zurückkehrte, stand ein junger Mensch an einem Baum, hatte eine Schnur über die Zweige geworfen, und machte Miene sich zu erhenken. Ich stürzte ihm entgegen, und hielt seinen Arm zurück. Unglücklicher! was machst du? rief ich. Ich will mein kummervolles Leben enden! sagte er; laß mich, jede Minute, die ich lebe, wird mir zur Pein. — Ich sah ihm scharf ins Gesicht, er brach in ein Gelächter aus und — es war Blumau! So kam er jedes Jahr bald in dieser bald in jener Gestalt; und ich ward zuletzt so mißtrauisch, daß ich kaum eine Krähe oder einen Raben auf einem Zweige vor meiner Hütte sitzen und mich betrachten sehen konnte, ohne zu fragen: Ist nicht vielleicht Er es? Uebrigens lebte ich den einen Tag wie den

andern. Ich hatte mir für meine letzten Arbeiten eine Drehbank angeschafft, eine Hobelbank und kleine Bibliothek; denn der alte Wolf behauptete, es sey ungereimt, Alles, was ich verdiente, in die Armenbüchse zu legen. Du bist selbst arm, sagte er, und kannst den Armen mehr geben, als was du zurück behältst, wenn du dich in den Stand setzest, mit dem, was du zurückbehältst, mehr zu erwerben. So schwand mein Leben ruhig und angenehm dahin, ein Tag nach dem andern.

Es that mir nur leid, daß Blumau seit ein Paar Sommern aufgehört hatte, mich zu besuchen; ich fürchtete, er sey todt und opferte ihm oft manche Thräne. In dieser melancholischen Stimmung ward ich einst sehr gestört, als ein gallonirter Diener plötzlich in meine Hütte trat, und auf schlecht Deutsch mir meldete, daß der Kammerherr von Voltaire, der große Dichter, der gerade hier vorbei von Preußen nach Frankreich reiste, mir einen Besuch zu machen wünsche. Ich wusste nicht, was ich antworten sollte,

als der Wagen schon unten am Berge hielt. Ein ältlicher Herr mit einem sehr markirten Gesicht, einer großen gepuderten Allongeperrücke, reichbrodirten Kleidern, stieg aus, eilte mir mit großer Schnelligkeit entgegen und redete mich auf Französisch an, welches ich ziemlich schlecht verstand.

In Wahrheit, mein Freund, rief er; Ihr thut wohl. Es gibt für den Klugen nur zwei Arten zwischen den Narren zu leben: entweder mit ihnen sich zu zanken, oder ihr Daseyn zu ignoriren. Und bei meiner Treue, das Letztere ist weit gemächlicher als das Erste. Habt Ihr keine Bewunderer, so habt Ihr auch keine Feinde. Erlaubt mir, daß ich an Eurem Herd mir von meinem Diener eine Tasse starken Kaffee kochen lasse; so wollen wir, während ich trinke und Euch überrede eine halbe Tasse mitzutrinken, Bekanntschaft machen. — Herr von Voltaire, sagte ich; mein Herd steht zu Diensten; aber ich trinke keinen Kaffee. — Ihr habt Unrecht! rief er. Ein Eremit muß Kaffee trinken; der Kaffee ist eine Gabe der Natur,

und nur den Menschen, nicht der Natur müsst Ihr den Rücken zukehren. Nehmt Euch wohl in Acht von Eremiten-Einfalt in Mönchstolz zu verfallen; mit Mönchen habe ich nichts zu schaffen. Aber ein Eremit hat etwas Ehrwürdiges, gleich wie ein andres melancholisches Thier des Waldes, welches in Winterschlaf liegt. — Herr von Voltaire — sagte ich — Nun lassts Euch nicht verdrießen, rief er mit vieler Gutmüthigkeit, daß ich scherze. Ich bin es gewohnt geworden, die Welt von der lächerlichen Seite zu betrachten, und ich schone mich selbst nicht. Ich weine selten, außer wenn ich Tragödien lese, vorzüglich meine eignen. — Ich war in Verlegenheit; denn ich drückte mich so schlecht im Französischen aus. Herr von Voltaire merkte es und fühlte Mitleid mit mir. Redet nur Deutsch, rief er in einem mir sehr bekannten Tone; ich rede Euer Patois wie meine Muttersprache. — Mit diesen Worten, warf er seine Allongeperrücke ab — und wer war es anders, als wiederum der verkappte Blumau?

Obgleich er zwölf Jahre älter als ich war, kam er lange auf diese Weise jährlich, munterte mich auf und spielte Comödie vor mir in der Einöde. Aber nun leben wir wiederum in einer Lebensperiode, wo die zwölf Jahre Unterschied in unserm Alter von großem Einflusse sind. Er ist alt, lebt in gemächlicher Ruh; es zittert seine Hand und er kann mir keinen Brief mehr zuschreiben.

Wolf und ich werden auch alt! doch ist es nicht so sehr das Alter, als ein schlimmer Sommer, was mich drückt. Ich habe nichts mehr in der Welt zu wünschen, als zu Zeiten meine Susanne zu sehen. Ich besuche sie jährlich einige Tage bei ihrer Tante. Ihre schlimme Tante will sie nicht entbehren. Doch hat sie mir versprochen, mich einmal hier mit ihr zu besuchen. Möge es nur nicht zu spät geschehen! Guter Gott! laß mich noch einmal vor meinem Tode mein Kind umarmen und in ihren schönen Zügen meine Adelheid wieder erkennen!

Hiemit endete Theodor die andere Periode der Lebensbeschreibung des alten Franz. Wir haben die Unterbrechungen übergangen, die häufig während des Lesens von der betrübten Tochter veranlasst wurden. Wir wollen auch ferner ihre Klagen verschweigen, und uns beeilen, den Schluß dieser Geschichte zu berichten.

Es war schon ziemlich spät am folgenden Morgen, als der Diener hereinkam, und meldete, daß ein alter Herr, unterstützt von zwei Domestiken, auf dem Wege zur Hütte sey, und wünsche Theodor und Susanne zu begrüßen. Sie hatten kaum Zeit gehabt, die Hütte in Ordnung zu bringen, als er hineintrat.

Verzeihen Sie es einem Greise, mein Herr, sagte er mit einer deutlichen Stimme und einem freundlich ausdrucksvollen Gesichte, daß er zum ersten und letzten Male in seinem Leben Sie belästigt. Ich kam, einen alten Freund zu besuchen. Aber obgleich er manche Jahre jünger als ich war, ist er mir doch, wie ich höre, vorangegangen. Doch hoffe ich ihn bald einzuholen.

Ich komme seine Tochter zu begrüßen, sagte er, indem er vor Susanne sich verneigte und um ihr eine Entdeckung zu machen, die ihr lieb seyn wird. —

Ach! rief Susanne mit feuchten Augen, — das ist gewiß Herr Blumau! — Ganz richtig, meine schöne Frau, sagte er. Kennen Sie mich? — Wir haben neulich meines Vaters Lebensbeschreibung gelesen und darin redet er von Ihnen mit so vieler Freundschaft. — Ja, ja, sagte der Alte, Franz und ich waren gute Freunde. Die Lebensbeschreibung müssen Sie auch mich lesen lassen. Ich will dagegen Ihnen etwas zeigen, was sie wohl kaum erwarten. Wollen Sie Ihren Vater sehen? — Susanne zitterte; das alte Antlitz ward wie verklärt bei diesen Worten — sie wusste nicht, wie sie es verstehen sollte. Blumau erwartete nicht ihre Antwort. — Es reiste einmal ein großer Mahler vorbei, sagte er. Er fand, daß mein Freund einen herrlichen Greisenkopf habe und mahlte ihn. Aber der Eremit hielt es für Eitelkeit, das

Bild hier an der Wand hängen zu lassen. Sie sollten es erben und ich sollte, wenn ich ihn überlebte, es Ihnen einhändigen. Hier ist es! — Bei diesen Worten zog er ein mit Moos verstopftes Weidengitter zur Seite, und das schönste Portrait eines frommen alten Eremiten lächelte ihnen entgegen. — Kaum hatte der alte, magere, bräunliche Diener, welcher Blumau folgte und in der Thür stand, es gesehen, als er mit einem Schrei vor dem Bilde zur Erde sank und rief: Vergebung! Vergebung! Heiliger Todter! zermalme mich nicht mit deinem Blick! — Mit diesen Worten riß er sich empor und stürzte aus der Hütte.

O der arme Teufel! rief Blumau: Unbesonnener der ich bin, mit sammt meinen neunzig Jahren. Als ich jünger war, war ich vorsichtiger. — Was ist das? rief Theodor. Wer ist dieser Mensch? Was fehlt ihm? — Er wird wie Orest von den Furien verfolgt, sagte Blumau. Sie kennen ihn, Sie haben von ihm gelesen. Es ist der unglückliche Schwalbe!

Susanne schauderte, mit einem Blick, der den heftigsten Abscheu ausdrückte. O der Unmensch! rief sie. Hat endlich das Bild eines unschuldigen Greises durch seinen Blick ihn erschreckt und zur Verzweiflung gebracht? — Liebes Kind, sagte Blumau, dein Zorn ist natürlich; aber dein holdes Angesicht zeigt, daß du nicht lange hassen kannst. Dein Vater hat ihm längst vergeben. Er ist unglücklich. Mitleid dem Unglücklichen! Gewissensangst verzehrt ihn. Schwarze Melancholie! Ich habe ihn vor einigen Jahren in mein Brot genommen, da er als Bettler in Lumpen gehüllt an einem kalten Winterabend in stummer Verzweiflung draußen vor meiner Thür stand. Er hat mir in der Zeit ehrlich und treu gedient. Aber sein Blick starrt beständig zur Erde, und täglich schwindet er mehr hin, einem Schatten gleich. Ich musste ihm versprechen, ihn mitzunehmen und ihm mündliche Vergebung deines Vaters zu verschaffen. Deines Vaters Tod hat ihn noch mehr erschüttert. Und diese plötzliche Erscheinung hat ihn

ganz zu Boden geworfen. Achtung für das Unglück. Der bußfertige Sünder am Rande des Grabes ist eine geheiligte Person. Die Bosheit ist fort; nur die hohle Larve wandelt noch umher. Der einzige Funke Lebens, den er äußert, sind Gewissensbisse. Verzeih ihm, mein Kind! Sieh, wie dein Vater vom Bilde her lächelt und dich darum bittet. — O ich will gerne vergeben! rief Susanne und schwamm in Thränen; wo ist er? Laß ihm seinen eigenen Weg gehen, sagte Blumau. Es hilft nicht ihm zuzusprechen. Jetzt läuft er im Walde umher. Vielleicht kommt er am Abend zurück; vielleicht sehen wir ihn nie wieder. Stirbt er, so ist er wohl daran; lebt er, so wollen wir ihm die wenigen Tage mildern, die er zurück hat.

Der alte Blumau blieb den ganzen Tag bei ihnen in der Hütte. Abends nahm er die Einladung an, einige Wochen bei ihnen zuzubringen. Sie fuhren durch den Wald zurück. Es war schon ziemlich finster. Als sie zu dem Dorfe und dem Kirchhofe kamen, sahen sie ein Licht

bei Franzens Grab. Susanne und Theodor stiegen ab, um noch einmal ihn zu besuchen. Grüßt meinen alten Freund! rief Blumau im Wagen; meine Beine sind zu steif; es kostet mir zu viel, heraus und hinein zu kommen, und ich komme ihm doch nicht sonderlich näher, wenn ich die Paar Schritte gehe. Bald bin ich ihm näher, als Ihr, dann will ich ihn von Euch grüßen.

Als Susanne und Theodor zum Grab kamen, sahen sie einen alten bleichen Menschen, mit starken Gesichtszügen, in einer weissen Tracht, mit einem weissen um den Kopf gebundenen Tuch und einem spitzgedrückten Hut an seiner Seite, über dem Grabe ausgestreckt. Er hatte eben einen Schlehdorn darauf gepflanzt, und sie hörten ihn sagen: Bajas hat seine Trauertracht mitgenommen! Er trauert mit Weiß! das ist die Farbe der Verzweiflung! Ich habe vorher Dornen auf deinen Weg gepflanzt, und sie haben dich blutig geritzt. Diese Dornen ritzen dich nicht; sie schütteln ihre bleichen duftenden Blätter auf deinen Hügel. — Hier erhob er sein Haupt; aber als er Theodor und Susanne erblickte, schrie er laut: Barmherzigkeit! Barmherzigkeit! floh zur Kirchenmauer, sprang hinüber, heulte, und verschwand im Walde. —

Die Liebenden verliessen das Grab mit Wehmuth und Mitleid. Sie setzten ihren Weg mit Blumau fort, und er brachte einige frohe Tage in ihrer Gesellschaft zu. Von Schwalbe hörte man nichts, und der Greis musste ohne ihn zurückreisen.

Erst ein Jahr darauf fand man wiederum einen Eremiten in Franzens Hütte, in dieselbe graue Kutte gekleidet! Es war Schwalbe! Einige Jahre darauf lag er auf dem Kirchhofe an seines Vorgängers Seite. Der Schlehdorn schüttelte weisse freundliche Blätter über Beide, und ihre Gräber wuchsen jährlich näher zusammen. Der alte Wolf hatte selbst ein kleines Kreuz neben Franzens Grab gesetzt, worauf man las: die Feindschaft ist vorbei! Der Tod versöhnt. Wolf und Blumau folgen bald. Deine Kinder sind glücklich.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Liebenden verliessen das Grab mit Wehmuth und Mitleid. Sie setzten ihren Weg mit Blumau fort, und er brachte einige frohe Tage in ihrer Gesellschaft zu. Von Schwalbe hörte man nichts, und der Greis musste ohne ihn zurückreisen.

Erst ein Jahr darauf fand man wiederum einen Eremiten in Franzens Hütte, in dieselbe graue Kutte gekleidet! Es war Schwalbe! Einige Jahre darauf lag er auf dem Kirchhofe an seines Vorgängers Seite. Der Schlehdorn schüttelte weisse freundliche Blätter über Beide, und ihre Gräber wuchsen jährlich näher zusammen. Der alte Wolf hatte selbst ein kleines Kreuz neben Franzens Grab gesetzt, worauf man las: die Feindschaft ist vorbei! Der Tod versöhnt. Wolf und Blumau folgen bald. Deine Kinder sind glücklich.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Oehlenschläger, Adam Gottlob,

Mährchen und Erzählungen

Bd.: 2

Stuttgart [u.a.] (1816)

P.o.germ. 1025 d-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10115721-6